Die

Länder Oesterreich-Ungarns

in Wort und Bild.

Herausgegeben von Dr. Friedrich Umlauft.

V. Band.

Das

Herzogthum Salzburg.

Geschildert

von

Prof. Eduard Richter.



Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.

Verlag von Carl Graeser

I. Wallfischgasse 6.

Die

Länder Oesterreich-Ungarns

in Wort und Bild.

Herausgegeben von Dr. Friedrich Umlauft.

V. Band.

GEOGRAPHIE
GESCHICHTE
SAGE
VOLKS-
LEBEN

KUNST.
NATUR
INDUSTRIE
HANDEL
VERKEHR

Das Herzogthum

Salzburg.

Geschildert
von
Prof. Eduard Richter.

**Mit zahlreichen Abbildungen
und einem Titelbilde
in Farbendruck.**

Wien.



Verlag von Carl Graeser.

CZERNY sc. L.E.PETROVI

Die

Länder Oesterreich-Ungarns

in Wort und Bild.

Herausgegeben

von

Prof. Dr. Friedrich Umlauft.

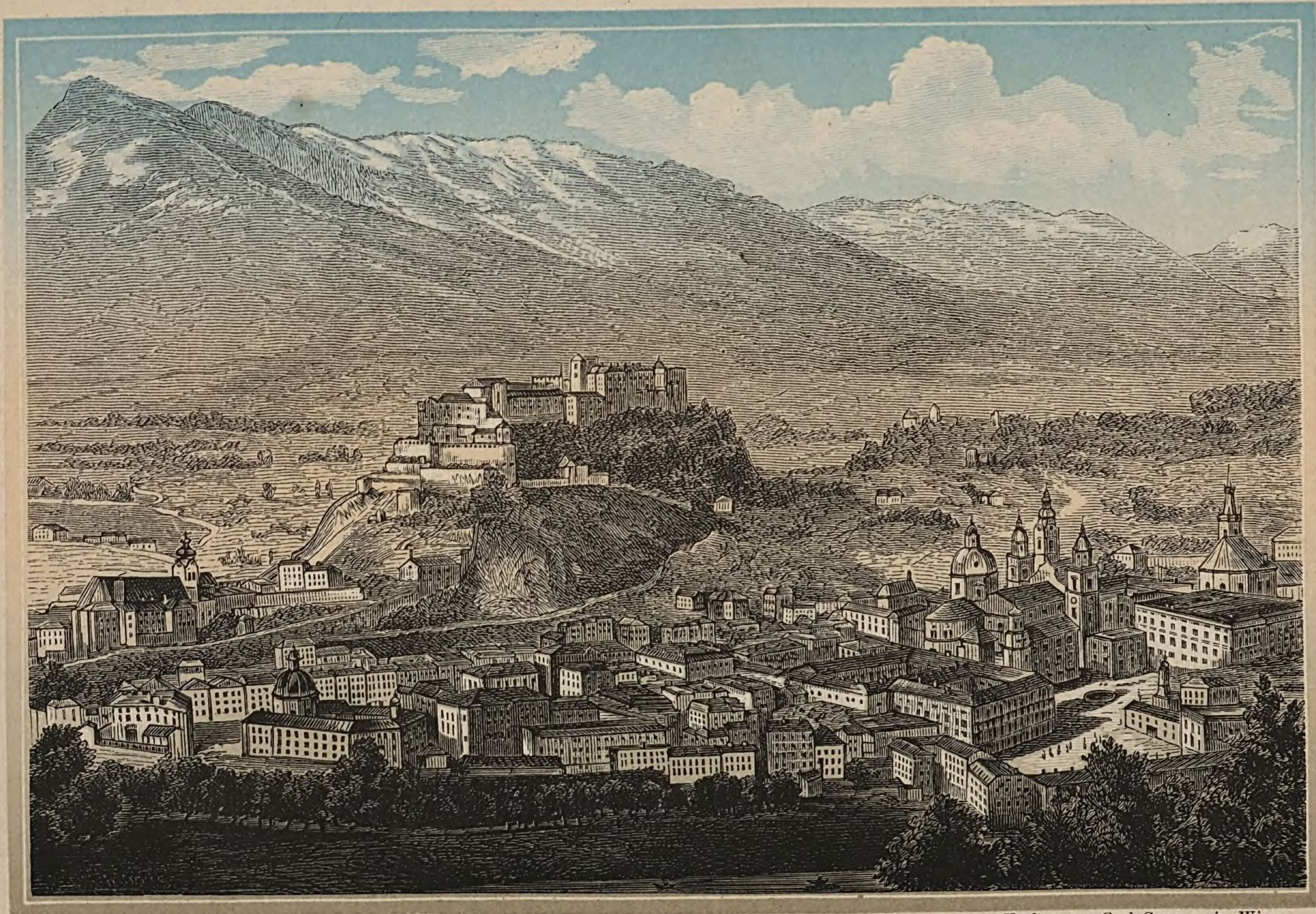
Fünfter Band.

Das Herzogthum Salzburg.

Geschildert von Prof. Eduard Richter.

Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.
Verlag von Carl Graeser
I. Walfischgasse 6.



Verlag von Carl Graeser in Wien.

SALZBURG.

Das

Herzogthum Salzburg.

Geschildert

von

Eduard Richter,
k. k. Gymnasialprofessor in Salzburg.



Mit zahlreichen Abbildungen und einem Titelbilde in Farbendruck.

Wien 1881.
Verlag von Carl Graeser
I. Walfischgasse 6.

Holzschnitte nach Aufnahmen der Photographischen Anstalt F. Würthle & H. Spinnhirn
(vormals Baldi & Würthle) in Salzburg.

1. Geographischer Überblick.

Das Land ist mehrerstheils rauch und von Ort wild und bergig, auch das Gepirg das ganz' Jahr schneeig; aber so man darein kommt, und die Gepirg ersteigt, so findet man die schönesten Wiesen, Almen und große reiche Weiden . . . .

Chronist des 16. Jahrhunderts.

(Annäherung. — Orientierung auf der Karte. — Das „Salzburger Wetter". — Üppigkeit des Pflanzenwuchses. — Landschaftliche Schönheit. — Aussicht vom Gaisberge. — Die Verkehrslinien des Landes und der Stadt.)

Wenn der Reisende von Wien, dem Mittelpunkte der österreichischen Welt, ausfährt, das kleine Grenzland zu besuchen, welches jetzt das Herzogthum Salzburg heißt, nachdem es ein Jahrtausend das Erzstift Salzburg geheißen hatte, so zieht er lange durch die abwechselnde und fruchtbare Landschaft des Donauthales, dann durch die nicht minder fruchtbare Gegend an der Traun. Stets begleiten ihn die stattlichen Gehöfte der oberösterreichischen Bauern, hoch und dicht steht der Weizen, Reihen von Obstbäumen scheiden die Felder, und nur in ziemlicher Ferne sieht die graue Kette des Priel und Traunstein über das schwach hügelige Land herüber, das den Eindruck der Behäbigkeit und des vollen Segens hervorbringt.

Erst nachdem bei Lambach und Vöcklabruck die Berge näher herangerückt sind und die dufterfüllten Buchten, welche sich zwischen ihnen öffneten, die Seespiegel des Traun- und Attersees ahnen ließen, ändert sich allgemach der Charakter der Landschaft. Die Fichtenwälder, welche früher nur sporadisch die Getreideflur unterbrachen, werden zahlreicher und zusammenhängender. Die leichten Wellen des Bodens erheben sich zu Hügeln, welche mit dem südlichen Bergzug im Zusammenhange zu stehen scheinen. Der stattliche Bauernhof schrumpft gewissermaßen ein auf ein einziges Haus, welches durch das steinbeschwerte Holzdach besser gegen die langdauernde Schneelast des Winters geschützt ist, als durch das feuchte Strohdach. Die Holzgallerien vor der Hausfront mit den Nelkenstöcken

daran erinnern an eine Bauart, die vom Genfersee bis zum Semmering allen Alpenbewohnern gemeinsam zu sein scheint. In vielfachen Windungen schlängelt sich die Bahn zwischen Waldhügeln in wenig dicht bevölkertem Lande. Der Reisende überschreitet die Wasserscheide zwischen Traun und Salzach, welche dadurch entsteht, dass der Kobernauserwald, ein mit uraltem Wald bestandenes Hügelland, mit den sanftauslaufenden Vorbergen der Alpen in Verbindung tritt, so dass die nördlichen Kalkalpen, welche östlich und westlich von dieser Stelle so bestimmt und grell sich mit wenigen Vorbergen in die Ebene absetzen, hier gleichsam mit den Vorlandschaften zu verfließen scheinen.

Nach einiger Zeit lichtet sich wieder der Ausblick. Rasch gleitet der Bahnzug zwischen neuerdings dichter aufeinanderfolgenden Ortschaften dahin. Aber die Bauart der Häuser, die Bebauung des Bodens behalten den gebirgsmäßigen Charakter, welchen sie angenommen. Die Wiesen glänzen noch saftiger, die Wälder sind dichter und reicher an Unterholz als in Oberösterreich, auch in der heißesten Jahreszeit dorrt nicht einmal am Bahndamme das Gras; dafür bleiben die breiten Weizenfluren, die zahllosen Obstbaumalleen verschwunden. Und jetzt blinkt ein Seespiegel auf. Ist das Wetter hell und will das Glück dem Reisenden wohl, dann sieht er eine mächtige Gebirgskette, welcher noch mehrfache niedere Bergreihen vorgelagert sind, mit stattlichen Spitzen, mit langherabziehenden Schneefeldern, röthlich im Abendlicht erglänzend sich im Wasser spiegeln. Rasch eilt das anmuthige Bild vorbei. Wir nähern uns inzwischen immer mehr den Bergen; die Bahn senkt sich, der Schlucht eines flink dahineilenden Baches folgend. Endlich verschwinden die Wälder und Hügel, welche den Ausblick gehindert haben, wir fahren in eine offene Ebene ein, welche sich ununterbrochen bis zum Fuße der früher gesehenen Gebirgskette ausdehnt und von dieser höchst stattlich und ohne weitere Vorberge begrenzt wird. Nahe vor uns winken die Thürme einer Stadt, ein weitläufiger Bahnhof empfängt uns; wir sind in Salzburg.

Bevor wir uns in dem so erreichten Ziel unserer Wanderung näher umsehen, wollen wir nicht versäumen — „wie ein bedächtiger Mann schicklich die Reise benützt" — uns mit der Karte in der Hand über die Lage und Beziehungen des Landes, dem wir unseren Besuch zugedacht, zu unterrichten. Und da werden wir Folgendes wahrnehmen.

Das große Gebirge der Alpen, an dessen Nordrande wir uns in Wien so gut als in Salzburg und während unserer ganzen Fahrt befunden haben, läuft in drei großen parallelen Hauptketten von Westen nach Osten. Die mittlere und höchste Kette wird von der nördlichen durch ein Längsthal von großer Ausdehnung geschieden, welches aber nicht von einem und demselben Fluss durchströmt, sondern durch einige Wasserscheiden

(welche jedoch den Begriff des einen Thales nicht aufheben können) in mehrere Stücke zerlegt wird. So bildet der Inn durch ganz Nordtirol hindurch den Scheidegraben zwischen Central- und Nordalpen; dort, wo der Inn die letzteren durchbrechend nach Norden abbiegt, und das Alpengebiet verläſst, nimmt die Salzach dessen frühere Richtung auf und durchfließt das genannte Längsthal auf eine Strecke von 80 km. Auch sie biegt dann im rechten Winkel nach Norden um, durchbricht die nördliche Alpenkette, welche gerade dort durch Breite und mannigfache Gliederung sich auszeichnet, und tritt mit einer breiten Thalöffnung in die östliche Ecke der großen baierischen Hochebene ein. Hierauf übernimmt die Enns für mehr als 100 km die gleiche Rolle. Das Stück des Längsthales nun, welches die Salzach durchfließt, sowie deren Querthal bis zur Ebene hinaus, nebst einem kleinen Stück jener Ebene, das ist das Gebiet des Landes Salzburg, an welches die obersten Thalstücke der Enns, sowie der benachbarten Mur, gewissermaßen nur angehängt erscheinen.

Wir haben also ein Gebirgsland im vollsten Sinne dieses Wortes vor uns. Das Gebirge, welches südlich das Längsthal der Salzach begleitet, wird von den Geographen die Hohen Tauern genannt; es ist sehr regelmäßig in eine Hauptkette und darauf senkrecht stehende Nebenketten gegliedert, erhebt sich bis über 3500 m Meereshöhe und besteht aus jenen Gesteinarten, welche die Geologen für die ältesten des Alpensystems halten, Granit, Gneis und Glimmerschiefer. Die nördliche Kette nennt man die Kalkalpen, da sie aus dieser durch viele Versteinerungen charakterisierten Gebirgsart bestehen. Sie unterscheiden sich an landschaftlichem Charakter wesentlich von den vorigen, was zu besprechen sich noch genugsam Gelegenheit ergeben wird.

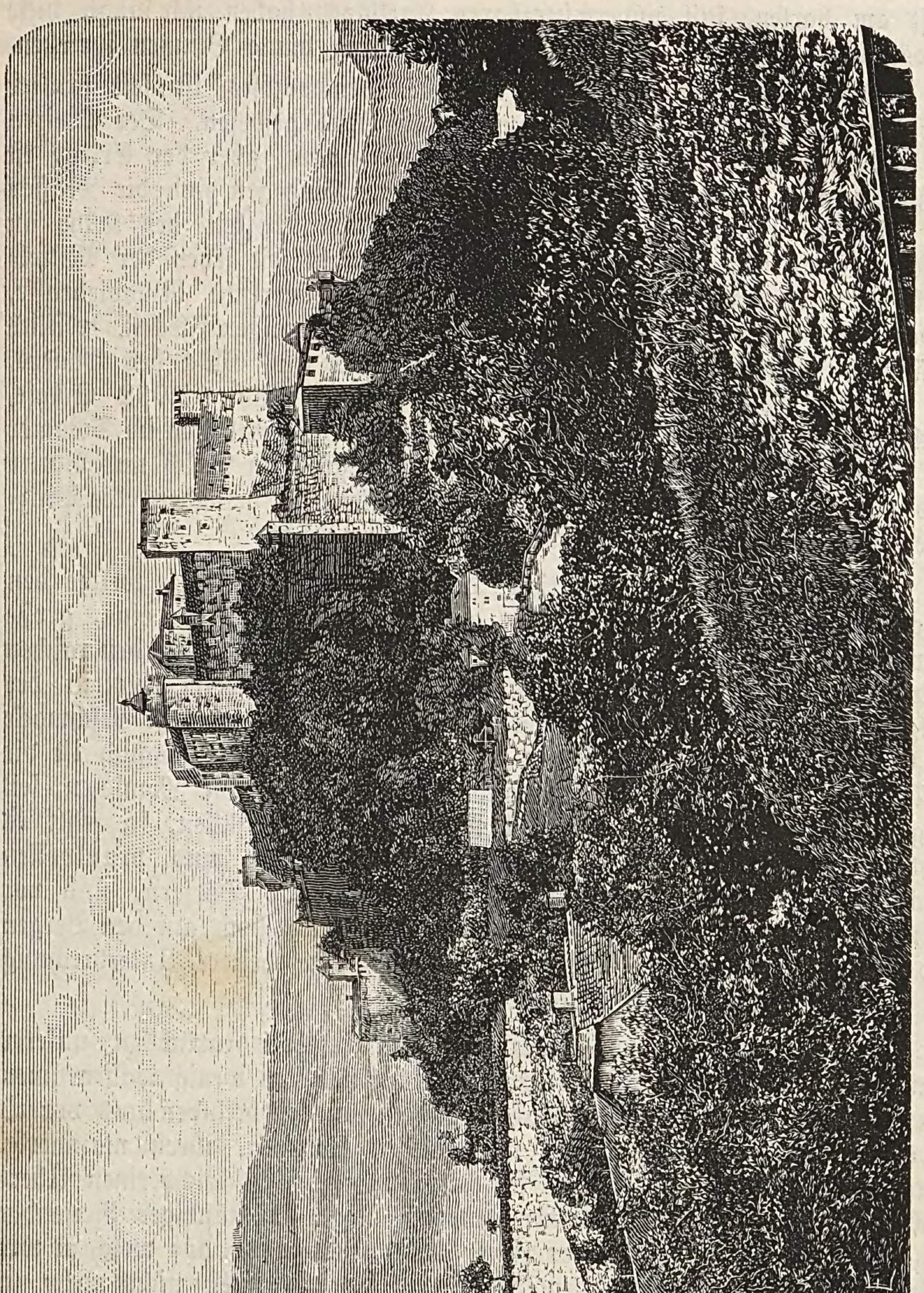
Das Stückchen Ebene endlich, welches noch zum Lande Salzburg gehört, ist der südöstliche Winkel der großen, theilweise rauhen und wenig fruchtbaren Hochebene, welche sich von den Ausläufern des Schwarzwaldes angefangen nördlich an die Alpen anschließt und ganz mit dem Schutte der Alpenströme bedeckt erscheint. Die Abdachung dieser Ebene geht nach Norden und Osten, und so gehört die Gegend von Salzburg zu den am tiefsten gelegenen und daher fruchtbarsten und windstillsten Theilen derselben. Gerade bei Salzburg beginnen jene Hügellandschaften, welche, sich an die nördlichen Kalkalpen anschließend, den Raum zwischen dieser und der Donau erfüllen, und so die Hochebene gegen Osten abgrenzen; wir haben sie bei unserer Fahrt von Wien her überschritten.

Das Land Salzburg nimmt einen Flächenraum von 7162 □ km ein. Von einer Gleichmäßigkeit des Klimas und der Bodenproducte kann bei einem Lande keine Rede sein, bei dem nicht bloß weitaus der größte

Theil der Bodenfläche von Bergen eingenommen wird, deren Klima und Vegetation bei je 100 m auf- oder abwärts sich bereits merklich ändern, deren Gipfel von ewigem Eise starren, während ihren Fuß Wälder und Getreidefluren schmücken, sondern in welchem auch die Thäler und Ortschaften Höhenunterschiede bis zu 800, ja 1000 m aufweisen. So liegt St. Georgen an der Salzach nur 379 m, hingegen schon St. Johann im Pongau 568 m, Radstadt 856 m, Tamsweg 1021 m, Zederhaus 1215 m und vollends zahlreiche Höfe an der Sonnenseite des Salzachthales oder in den oberen Stufen der Seitenthäler 1300—1400 m, ja das Berghaus am Kolm in der Rauris 1597 m über dem Meere. Also auch hier kann von einer Gleichartigkeit des Klimas im Einzelnen nicht gesprochen werden.

Was sich als allgemein giltig hinstellen läſst, das ist der Gang der Jahreszeiten und die Menge des Niederschlages. Die Reichlichkeit des letzteren ist bekanntlich zum Sprichwort geworden, wenn auch zum Theil mit Unrecht. Die Regenmenge der Stadt Salzburg (welche übrigens größer ist als die der meisten Gebirgsorte) übertrifft mit 1144·3 mm die Wiens allerdings um mehr als die Hälfte; aber das wäre noch nicht so schlimm, wenn nur die Monate Juni, Juli und August, in welchen die fremden Gäste kommen, nicht die regenreichsten des ganzen Jahres wären, während die Wintermonate viel geringere Niederschläge und häufig schöne Witterung aufweisen. Auch der Spätherbst ist meistens sehr schön und lange dauernd. Die übelste Jahreszeit mit späten Frösten und Schneefällen ist der Frühling und Frühsommer, welche in Folge dessen auch das Gedeihen des Weines und anderer feinerer Früchte verhindert, da diese so spät zur Blüte gelangen, oder so oft in derselben gestört werden, daſs der übrige Sommer trotz großer Hitze, welche nicht selten vorkommt, nicht mehr genügt, sie zur Reife zu bringen.

Wenn nun also auch Salzburg weder die Rebenhügel Niederösterreichs, noch die Obsthaine und Kastanienwälder Südtirols aufzuweisen hat, so erzeugt doch der reichliche Niederschlag gerade der Sommermonate eine Üppigkeit des Gras- und Waldwuchses, durch welche sich dieser Theil der Nordalpen vor dem ganzen übrigen Europa auszeichnet. Denn auch der Föhn, der in Nordtirol und in der Schweiz nicht selten plötzliche Dürre bringt, hat hier nicht mehr seinen scharf ausgesprochenen Charakter und tritt meist nur als willkommener Bringer des Thauwetters im Winter und Frühling auf; übrigens wechselt seine Häufigkeit sehr nach den einzelnen Jahren. Was also der hiesigen Landschaft vor allem anderen den größten Reiz verleiht, das ist der unvergleichliche Schmelz der Wiesen, der Blumenflor, der alle Bergweiden, ja selbst die felsigen Kuppen bedeckt; das dichte Unterholz der Wälder mit großblätterigen Pflanzen, Gesträuchen und Farrenkräutern. Wo nur die Beschaffenheit des Bodens es erlaubt,



Hohen = Salzburg.

selbst am harten, fast unverwitterbaren Kalkblock, haben sich längst dicke Moospolster angesetzt, aus welchen im Frühling bunte Blumen sprießen.

Diese außerordentliche Üppigkeit des Graswuchses ist seit uralter Zeit für die Art der Bodenbenutzung maßgebend gewesen. Der Weizen und andere Fruchtarten werden zwar überall gebaut, aber der Ertrag ist mäßig, denn das Unkraut ist zu übermächtig. Hingegen sind die Massen des Viehfutters schier unerschöpflich und die Ergiebigkeit der Kühe an Milch ungemein groß. So ist denn die Viehzucht seit jeher der Mittelpunkt des landwirtschaftlichen Betriebes. Eine herrliche Rindviehrasse, schwere kurzbeinige Thiere von brauner Farbe mit weißen Flecken, trefflich genährt und gutartig, sind der höchste Stolz und das Glück des Bauers. Die Zählung von 1870 ergab 167.368 Rinder und 92.052 Schafe, welche letzteren in den obersten und unwirtlichsten Gebirgstheilen im Sommer fast in völliger Freiheit leben. Das große Erträgnis an Milch und Butter wird allerdings beinahe ganz im Lande verzehrt, da besonders die Pinzgauer an eine ungemein fettreiche Kost gewöhnt sind.

Durch die üppige Vegetation, durch die hohen Berge, welche den verschiedensten Gebirgsformationen angehören und daher eine große Abwechslung ihrer Gestalt und Farbe aufweisen, endlich durch den raschen Übergang von der Ebene zum Hochgebirge, welcher beim Austritt der Salzach aus dem Gebirge stattfindet, wurde Salzburg nach dem Geschmacke der Gegenwart eines der schönsten Länder der Welt. Unerschöpflich ist die Fülle der verschiedensten Gebirgslandschaften, und da die Menschen seit langem diese schönen Thäler mit ihrem Getriebe erfüllen, so fehlt es nicht an Monumenten ihrer Anwesenheit, an reichen und prunkvollen Kirchen, festen Schlössern, freundlichen Märkten und Dörfern, und vor allem nicht an zahllosen braunen Holzhäusern, welche hoch auf den Bergen und in den abgelegensten Thalschluchten noch eine heitere Unterbrechung der Einsamkeit einer großen Natur darbieten.

Kehren wir nun von Buch und Karte wieder zurück zu unserer Wanderung, so werden wir anfangs, wie gewöhnlich, wenig wahrnehmen von dem, was wir theoretisch erfahren haben, sondern befinden uns vorerst in einer Stadt, die mit ihren meist engen Straßen, ihren mancherlei Bergen und Hügeln, um welche sie gruppiert ist, nicht leicht einen Überblick ihrer Lage gewährt. Einer zweiten Regel verständiger Reisender folgend, werden wir uns daher einen Punkt auswählen, auf welchem wir nicht mehr Gefahr laufen, den Wald vor den Bäumen nicht mehr zu sehen, sondern der uns Einsicht in die Gegend gewährt. Einen solchen besitzt Salzburg in hervorragendstem Maße an dem bekannten Gaisberg, von dem aus wir die Stadt und ihren Gau weithin überblicken können.

Seine kahle 1282 m hohe Kuppe erreichen wir leicht in 3—4 Stunden auf bequemen Wegen.

Das Land Salzburg, so weit es außerhalb des eigentlichen Alpengebirges liegt, ist wie eine Karte zu unseren Füßen ausgebreitet. Im Norden und Nordwesten erstreckt sich das Hügelland, das wir durchreisten; es blicken der Wallersee, in dem sich unser Bahnzug gespiegelt hat, ein Stück des oberösterreichischen Mondsees und der Mattsee zu uns herauf. Unzählbare Waldflecken, Bauernhöfe und Ortschaften, Felder von allen Farben, größere und kleinere Bodenwellen lassen dieses Stück Land ungemein bewegt erscheinen. Aber dort im Nordwesten flacht es sich ab. Hinter dem Haunsberg, welcher es begrenzt, und südlich herüber, fast den fünften Theil des Horizonts erfüllend, dehnt sich in ruhiger Linie die baierische Hochebene. Keine Bergkette dient ihr zum Hintergrund — sie verliert sich in den Weiten des Horizonts. Ist die Beleuchtung günstig — wechseln Sonnenschein und Wolkenschatten, vielleicht im Spätherbst oder Vorwinter, wenn die noch schneefreie Fläche in dunklen, grünen und braunen Tönen gestimmt ist, magst du allerdings fast endlos einen Waldstreifen hinter dem anderen ausnehmen, immer wieder Kirchthürme über die Wipfel hervorragen sehen. Denn auch diese Ebene ist durch viele parallele Höhenrücken gegliedert, und noch von jenseits des Inns und der Isar, ja von jenseits der Donau bei Regensburg kannst du den runden Bergrücken wahrnehmen, auf dem du jetzt stehst.

Bevor das Auge, dann weiter nach Südwest schweifend, von der horizontalen Linie ermüdet wird, sieht es sich von anderen Bildern abgelenkt. Nach kurzem Übergang, der durch einige Waldberge vermittelt wird, erhebt sich mächtig und in stolzem Linienfluss eine felsige Pyramide, der hohe Staufen. Von ihm ab zieht sich über Südwest und Süd bis nach Ost jene mächtige Kette, deren Größe und Bedeutung wir früher mehr geahnt als aufgefasst haben. Ohne Vorberge, mit steilem Fuß in die Ebene absetzend, stehen massive felsige Gebirgsstöcke, nur in ihrem unteren Theile der Baumregion angehörend, trotzig aufgebaut. Der dunkle Untersberg, die schlanke Doppelspitze des Watzmann, an welchen sich links und rechts, etwas zurückstehend, die Gipfel des Steinernen Meeres reihen, dann die wilden Abstürze des hohen Göll, die lange Wand des Tennengebirges. Von diesem flutet bis zu unserem Standpunkt, den ganzen Südosten und Osten ausfüllend, ein Gewirr von meist waldbewachsenen Rücken, Kämmen und Gipfeln, als dessen nördlichster unser Gaisberg erscheint.

Was aber nun am meisten ins Auge fällt, ist das: zu unseren Füßen, von Nordwesten herein und tief zwischen die hohen Berge einschneidend, welche im Süden stehen, zieht sich eine breite Bucht der Ebene, so dass vom Fuße unseres Berges bis hinüber zu den 3—4 Stunden

weit entfernten Staufen, Untersberg und Göll kaum ein Hügel die völlig glatte Fläche unterbricht. Ja doch! An dem breiten Band der Salzach, welche von Süden her bis weit nach Nordwest hin diese Flur durchzieht, erheben sich tief zu unseren Füßen einige kleine Hügel. Ein größerer, waldiger am rechten Ufer, ein niedriger, längerer am linken. Zwischen ihnen sehen wir, von leichtem Rauch umhüllt, zahlreiche Thürme und Häuserreihen, die Höhe der kleineren Kuppe bedeckt mit alten Thürmen und Bastionen, deren unterste sich schon mit den Häusern verbinden, die den Hügel von allen Seiten umziehen. Dann ein Netz von Straßen- und Eisenbahnlinien, welche diesem Punkte zustreben — zahlreiche Landhäuser, Höfe, Kirchen, Schlösser, Teiche und Ortschaften, welche gegen die Mitte zu immer dichter aufeinanderfolgen: — wir sehen die Stadt Salzburg mit ihrem Weichbild.

Diese Bucht der baierischen Ebene, welche so weit in das Gebirge einschneidet mit ihren kleinen isolierten Hügeln, diese grüne leuchtende Flur mit dem stolzen Schloss in der Mitte, das ist das Herz und der Kern des Landes Salzburg, das ist der Schauplatz eines engbegrenzten, aber doch selbständigen geschichtlichen Lebens; — und dieser Anblick birgt zugleich die Lösung des Räthsels, warum zwischen der baierischen Hochebene und der Donaulandschaft, mitten aus ganz gleichartiger Bevölkerung heraus, ein eigener Kleinstaat entstehen und sich ein Jahrtausend behaupten, warum gerade hier eine ansehnliche Stadt, ein ehrwürdiger Cultursitz erwachsen konnte, dessen Leuchte über ferne Landschaften segenspendend erglänzte.

Das Stück Ebene, von der wir sprechen, ist durch Fruchtbarkeit und windgeschützte Lage, sowie durch einen unvergleichlichen mineralischen Schatz — das Salz — ausgezeichnet. Die Hügel in ihrer Mitte, welche den Fluss zu leichterer Überbrückung einengen, geben den Menschen, welche sich zwischen ihnen ansiedelten, bequemen Schutz und treffliches Baumaterial. Aber das würde nicht genügt haben, hier eine Stadt von weiter wirkender Bedeutung entstehen zu lassen, wenn nicht die Verknotung der fahrbaren Wege in den Ostalpen eine solche wäre, dass dieser Punkt — unter gewissen Umständen wenigstens — als der Beherrscher eines der wichtigsten Zugänge zu den Flusssystemen nicht bloß der Salzach, sondern auch der Enns, Mur und Drau sich ergeben würde. Gerade dort nämlich, wo die Salzach das erwähnte große Längsthal, das die Centralalpen und Kalkalpen scheidet, verlässt, verlieren die Centralalpen bedeutend an Höhe, so dass zum erstenmale wieder vom Brenner ostwärts eine Fahrstraße über dieselben möglich war. Dieser Übergang ist der Radstädter Tauern. Zugleich gabelt sich die Kette in zwei Äste, welche das Flussthal der Mur einschließen, und da auch der süd-

liche Zweig auf mehreren Pässen nicht schwer zu überschreiten ist, so ergibt sich hier für den von Westen Kommenden die erste Möglichkeit, die obgenannten Thäler in der Weise zu erreichen, dass er das Salzachthal aufwärts zieht, bis in die Nähe eines Umbuges, dann über eine niedrige Wasserscheide hinübersteigt in das Thal der Enns, hierauf, die nördliche Kette der getheilten Centralalpen auf dem Radstädter Tauern übersetzend, das Murthal gewinnt und endlich über die Pässe der südlichen Kette in das Drauthal gelangt. Ein Weg also für alle jene, welche von Steiermark und Kärnten nach der baierischen Ebene, oder umgekehrt, gelangen wollen.

Schon vor fast 2000 Jahren waren die Römer in dieser Lage. Das kärntnerische Becken war der wichtigste Gau Noricums, von ihm aus wurde der östliche Theil der baierischen Ebene und das heutige Oberösterreich beherrscht. Daher auch die ganze Länge dieses Weges eine Heerstraße angelegt wurde, welche ihren natürlichen Endpunkt bei Salzburg fand. Erinnert man sich ferner, wie im frühen Mittelalter der baierische Stamm umgekehrt mit voller Macht von der baierischen Ebene her gerade in jene südöstlichen Gegenden vordrang, wie er die Gebiete der Enns, Mur und Drau, den Stromläufen abwärts folgend, den Slaven zu entreißen suchte, welche in entgegengesetzter Richtung, stromaufwärts, aus den Tiefländern des Ostens her, in eben diese Flussthäler eingedrungen waren: so begreift man, wie gerade diese Zeit die geeignete war, hier eine Stadt aufblühen zu lassen, welche der Ausgangspunkt der Bekehrung, Eroberung und Besiedlung jener östlichen Alpengebiete war.

Allerdings musste dieser Einfallweg nach Südosten dann wesentlich an Bedeutung verlieren, als in jenen Ländern ein selbständiges Staatsleben entstand, und besonders dann, als durch die Besetzung des Donauthales eine bequemere Verbindung des Westens mit einem Theile derselben hergestellt war. Deshalb wurde die Bedeutung Salzburgs für die österreichischen Länder immer geringer, seitdem diese, unter dem habsburgischen Hause geeinigt, sich zu eigener Weltbedeutung emporschwangen.

Jetzt, da Salzburg mit diesem seinem ältesten Hinterlande gewissermaßen wieder vereinigt ist, gehen die Impulse nun vollends nicht mehr von West nach Ost, sondern in umgekehrter Richtung. Noch heute bewahrt es zwar die Stellung als natürlicher Mittelpunkt des Salzach- und Saalegebietes, noch heute verknüpft es diese Landschaften, sowie das obere Enns- und Murgebiet mit unseren Nachbarn im Westen und damit mit dem übrigen Deutschland, aber ohne Zweifel hat es in der unlöslichen Vereinigung mit jenen östlichen Gegenden, von denen es bis 1816 politisch getrennt war, den eigentlichen Urgrund seiner Existenz wiedergefunden, und geht

als lebensfähiges und gesundes Glied des österreichischen Staatsorganismus einer glücklichen und gesegneten Zukunft in aufwärtsführenden Bahnen entgegen.

Was nun die Gunst der Natur gab und verweigerte, was das wechselnde Geschick der Völker diesem Erdenwinkel beschied, wollen wir in kurzen Zügen beschreiben.

---

2. Geschichtliche Skizze.

Hierauf aber erfuhr der hl. Bischof Rupert, daſs am Flusse Juvarus sich ein Ort befinde, welcher mit seinem alten Namen Juvavum heiße, wo in alten Zeiten viele wunderbare Bauwerke errichtet waren, welche aber jetzt verfallen und mit Wald bedeckt seien . . . . . Diesen Ort begann nun der Mann Gottes wieder herzustellen und erbaute eine prächtige Kirche, welche er dem hl. Petrus, dem Fürsten der Apostel, weihte.

Alte Lebensbeschreibung des hl. Rupert.

(Urbevölkerung. — Funde. — Römische Eroberung. — Provinzzustände. — Baureste. — Völkerwanderung. — St. Severin. — Die Baiern. — St. Rupert. — Das Bisthum. — Gesellschaftliche Ordnung im Mittelalter. — Der geistliche Staat und seine Wandlungen. — Bauernkrieg. — Bauten. — Aufklärung. — Säcularisation. — Die jetzige Bevölkerung und ihr Zustand.)

Sehr wenig wissen wir von dem Zustande unseres Landes in den Tagen, bevor die Römer ihre Herrschaft über dasselbe ausbreiteten. Bisher sind keine Reste von Pfahlbauten in den Seen desselben erhoben worden. Doch kann darüber kein Zweifel sein, daſs auch hier die armseligen Hütten jenes verschollenen Volkes sich vorfinden müssen, da sie ja an den benachbarten Seen Baierns und Oberösterreichs nicht fehlen. Um so mehr finden sich Spuren jener Stämme, welche, schon einer etwas höheren Cultur theilhaftig, ihre Todten mit reichlichem Bronzeschmuck und Beigabe vieler ebensolcher Geräthe dem Boden anvertraut haben. Es waren dies, so viel wir wissen, dieselben keltischen Noriker oder Taurisker, welche später den Römern unterlagen. An vielen Orten im Lande hat man ihre Spuren gefunden. Nirgends häufiger als an jener gesegneten Stelle am linken Ufer der Salzach, wo das im Berge eingeschlossene Salz sich ohne Zweifel schon in den ältesten Zeiten durch salzige Quellen den Menschen verrathen hat. Es war ein schmuckfreudiges, prunksüchtiges Geschlecht, das Arme und Beine mit schweren Bronzeringen behieng, die Gewänder mit mächtigen Schließen, die fast die ganze Brust bedeckten, zusammenhielt, dicke Bernsteinringe an den Ohren hängen hatte. So finden wir noch heute ihre Gerippe; noch umzieht den Schädel der dünne Haarring, noch

liegen die zierlichen Gewandhalter aus federndem Draht auf der Brust, die Ringe umschließen die Knochen der Füße, kleine Schwerter und eigenthümliche Streitäxte bezeichnen das Grab des Kriegers. Auch im Bergesinneren fehlen ihre Spuren nicht. Völlig eingeschlossen vom salzhältigen Thone finden die Bergleute fort und fort die Holzsplitter der ehemaligen Schachtverkleidungen, Taue, Ledertaschen, Mützen, die abgebrochenen Stiele der Werkzeuge und wenn in den letztvergangenen Jahrhunderten jene Pietät gegen solche Funde vorhanden gewesen wäre wie gegenwärtig, so würden ohne Zweifel unsere Museen noch viel sprechendere Erinnerungen jener Thätigkeit aufweisen.

Die Salzgewinnung dürfte nach der einfachen Weise stattgefunden haben, wie sie auch viel später noch geübt wurde, und deren Spuren ebenfalls sich noch heute finden. Man grub einen brunnenartigen Schacht durch die Erdschichten, welche das Salzlager einhüllen, bis man auf den Salzthon kam. Fließendes Wasser lief nun wohl von selbst in der Grube zusammen, oder es wurde eingeleitet; und ein einfaches Schöpfwerk führte es nun als gesättigte Salzsoole wieder zu Tage, wo es in großen Kesseln abgedampft das wertvolle Mineral zurückließ.

Auch das Kupfer, welches einem Volke von größtem Wert sein musste, das so gewaltige Bronzemassen verarbeitete, hat man schon damals, wie wir vermuthen dürfen, an einer hohen Alpe im Innern des Landes, am Mitterberg, am Fuße unersteiglicher Felswände ausgespürt und abgebaut. Auch hier findet man noch heute die Spuren des „alten Mannes", wie die Bergleute die Reste einstigen Betriebes nennen. Mit angezündeten Feuern hat man dort den Felsen mürbe gemacht und das bröckelige Gestein mit Werkzeugen weggeklopft.

Doch war ohne Zweifel nur ein kleiner Theil der vielen Bronzen, welche man zu Zierde und Nutzen besaß, einheimisches Fabrikat. Das meiste und besonders kunstvolle brachte der etruskische Händler über die Berge, für seine gesuchten und kostbaren Waren das norische Eisen und andere Rohproducte eintauschend.

Dass schon den Menschen jener Zeit, welche man sehr mit Unrecht als wilde Barbaren betrachten würde, die Gunst der Lage nicht entgangen ist, der sich die Stelle des heutigen Salzburgs erfreut, und dass sie schon zwischen jenen isolierten Hügeln, welche die Salzach einengen, Burg und Stadt angelegt haben, darüber gibt es kaum einen Zweifel. Denn sobald die Römerherrschaft einiges dämmernde Licht auf die geschichtlichen Verhältnisse unserer Gaue wirft, finden wir schon die Stadt Juvavum an dieser Stelle erwähnt. Über die Eroberung selbst und etwaige Kämpfe, welche dieselbe begleitet haben mögen, wissen wir so gut als nichts. Bekannt ist nur, dass die Ambisontier, welche wohl nicht mit

Unrecht in unseren Gegenden vermuthet werden, die einzigen Noriker waren, welche einen wesentlichen Widerstand leisteten, als die Stiefsöhne des Augustus, Drusus und Tiberius, im Jahre 15 vor Christi Geburt, von Baiern (Vindelicien) einmarschierend, das Land seiner Unabhängigkeit beraubten und dem römischen Reiche einverleibten. In Folge dieses geringen Widerstandes wurde den Norikern ein Schatten von Freiheit gelassen, welcher wenigstens im Titel, „norisches Reich," der noch länger üblich blieb, Ausdruck fand. So dürfen wir vielleicht auch annehmen, dass die Bewohner Noricums von jenen Wegführungen, Confiscationen und massenhaften Hinrichtungen verschont geblieben sind, mit welchen sonst wohl die Römer die nationale Kraft der einverleibten Völker zu brechen suchten. Vielleicht lag auch ein Grund jener leichten Unterwerfung darin, dass die Noriker schon seit mehr als einem Jahrhundert in ziemlich innigem Verkehr mit den Römern waren und schon damals vieles von ihren nachherigen Herren angenommen hatten.

Genug, schon zwei Menschenalter nach der Eroberung erscheint gerade in Juvavum unseres Wissens zuerst in den jenseits der Alpen gelegenen Theilen Noricums die römische Verwaltung und Provinzeinrichtung völlig durchgeführt, das heißt Juvavum war als Stadt bedeutend genug geworden, um als Mittelpunkt eines Municipalgaues zu dienen. Denn das war die römische Verwaltungsweise, dass die Provinzen in Stadtgemeinden eingetheilt waren, — Stadtgemeinden mit besonders dort sehr großem Weichbilde, wo die Städte selten waren, nämlich in den vom Mittelmeer fernab liegenden, einst barbarischen Provinzen, wo die in Italien und Griechenland seit der Urzeit vorhandene Vielzahl der Stadtgebiete sich nicht vorfand. So reichte auch das Stadtgebiet Juvavums ohne Zweifel bis an die jetzigen Landesgrenzen (mit Ausnahme des Lungaues) und über diese hinaus nach Baiern und Oberösterreich. Dass die Einrichtung solcher Stadtgemeinden nur in völlig römisch gewordenen Gegenden durchführbar war, hat seinen Grund darin, dass diesen Gemeinden eine ziemlich weitgehende Selbstverwaltung eingeräumt wurde. Der vornehmsten, reichsten Classe, dem Ordo, lag es ob, aus sich zwei Männer für die Rechtsprechung, zwei Ädilen für die Polizeigewalt, zwei Quästoren für die Finanzwirtschaft und Collegien für die Begehung der religiösen Feste, besonders den Cultus des jeweiligen Kaisers, zu wählen. Nur die Reichsten waren ämterfähig, auf ihnen ruhte alle Macht, aber auch alle Lasten, denn sie mussten für die Leistungen an das Reich gutstehen. Wir werden wohl nicht irregehen, wenn wir noch heute die Paläste jener Aristokraten wiedererkennen in den weitläufigen Ruinen, welche mehrfach in und besonders außer der Stadt bei Loig, Glasenbach, Gnigl gefunden worden sind. Zimmerreiche Gebäude mit Mosaikboden, zum Theil von großer

Schönheit, allerlei Kunstgegenständen, Heizvorrichtungen, Bädern und Ähnlichem. Das sind keine Bauernhäuser, wie sie heute an jenen Orten stehen, sondern die Schlösser reicher Gutsherren, die inmitten der Besitzungen erbaut waren. Denn Grund und Boden war sehr ungleich vertheilt im römischen Reich und befand sich meist in den Händen weniger Familien, die dann die Mittel hatten, den höchsten Luxus zu treiben.

Diese Familien waren es auch, welche zuerst und am gründlichsten das alte heimische Wesen ablegten und Sprache und Sitte der Römer annahmen; denn nur auf dieser Bahn konnten sie überhaupt Geltung bewahren oder erwerben.

Die Gegend von Salzburg erscheint bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts der am weitesten nach Norden vorgeschobene Posten regeren römischen Lebens gewesen zu sein. Was nördlich von hier bis zur Donau lag, war damals noch ziemlich leeres und uncultiviertes Grenzland. Erst zur Zeit der großen Kriege des Kaisers Marcus Aurelius gegen die Völker am linken Donauufer — Markomannen und Quaden — gewann dasselbe größere Bedeutung; eine Reihe von Garnisonsorten und Castellen, vielleicht schon früher angelegt, erwuchs zu Ortschaften, und das an der Traun gelegene Ovilava (Wels) wurde zu einer Stadtgemeinde erhoben.

Ohne Zweifel kam dieses Verhältnis auch dem Aufblühen Juvavums zugute. Gerade in den kriegerischen Zeiten des Kaisers Septimius Severus am Ende des zweiten Jahrhunderts wurden die römischen Straßen restauriert, deren Meilensteine gegenwärtig noch uns Zeugnis geben von dieser großartigsten Schöpfung, welche die Römer ihren Provinzen geschenkt haben: den Straßenbauten. In Juvavum liefen drei Hauptstraßen zusammen; eine kam von Virunum und Noreia in Kärnten und führte durch den Lungau, über den Radstädter Tauern und durch den Pass Lueg, von ihr steht eine ganze Reihe Meilensteine in unserem Museum und an der Tauernstraße; eine zweite kam von Augsburg her, und ihre Reste sind noch in einem Walde, nahe bei der baierischen Grenzstation Freilassing, zu sehen; eine dritte gieng über Ovilava zur Donau. Auf diesen mit römischer Dauerhaftigkeit und in großem Stil angelegten Verkehrswegen bewegte sich nicht bloß die Post, welche Beamte, Sendboten und Nachrichten beförderte, sondern auch der Handelsverkehr und zwar mit früher nie gekannter Sicherheit und Leichtigkeit. Kein Zweifel, dass auch das niedere Volk unter solchen Umständen und bei dem fast zweihundertjährigen Frieden an Wohlstand und Gedeihen immer zunahm und in steigender Zahl die Städte und Dörfer füllte.

Es lag Juvavum, so weit wir das aus den Funden abnehmen können, dort, wo auch heute der älteste Theil der jetzigen Stadt sich befindet, in deren südöstlicher Hälfte. Auf dem heutigen Mozartplatz stand ein bedeutender

Palast, von dessen herrlichen Mosaiken wiederholt Stücke zu Tage gekommen sind. Weiter östlich, wo jetzt enge Straßen nicht mehr an die geschwundene Pracht mahnen, ein öffentliches Gebäude mit Steinarchitektur und Inschriften. Auf der Höhe des Nonnberges ein Mercurtempel.

Jenseits der Salzach, wo die Straße ins Gebirge sich abzweigt, lag, nahe der jetzigen Karolinenbrücke, das Leichenfeld. Viele Aschenurnen, zahlreiche Statuetten, Lampen, Thränenfläschchen, Inschriftsteine und Ähnliches ist hier in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts dem Boden entstiegen und füllt die Museen von Salzburg und München.

Weniger bedeutend als für andere Orte der Grenzprovinzen war für Salzburg das römische Militärwesen. Denn nie, wie es scheint, befand sich hier, im längst beruhigten Binnenland, eine größere Garnison, wenn auch norische Soldaten in alle Theile des weiten Reiches zerstreut wurden, ja seit dem 3. Jahrhundert sogar mit ihren pannonischen Nachbarn eine hervorragende Rolle sowohl in den Legionen, als auch in den Garden spielen.

So können wir uns von dem Leben einer solchen provincialen Kleinstadt doch ein leidliches Bild entwerfen. Wir mögen uns unschwer vorstellen, wie die herrschende Provincial-Aristokratie sich bemühte, den römischen Beamten, welche den Aufenthalt in der fernen Provinz mit ihrem rauhen Klima wohl als eine Art Verbannung betrachten mochten, das Leben durch Eingehen auf ihre italischen Sitten angenehm zu machen, und wo möglich mit dem Glanz des Reichsadels, den senatorischen Geschlechtern zu wetteifern; wie die noch meist keltische niedere Bevölkerung noch lange einheimische Sprache und Culte bewahrte, aber durch die zahlreichen Soldaten, welche, nach langer Abwesenheit heimkehrend, fremde Sitten und Götter aus allen Theilen des Reiches mitbrachten, immer mehr in den allgemein römischen Zug hineingeleitet, endlich völlig ihrer Eigenart entkleidet wurde. Einige wenige Male mag auch das große Ereignis eines kaiserlichen Besuches die Gemüther in Aufregung versetzt und durch Tempelgründungen und Triumphpforten, vielleicht auch durch Erpressungen und Confiscationen sich dem Gedächtnis der Nachwelt eingeprägt haben. Von den Nationalvergnügungen der Spiele und Gladiatorenkämpfe wusste man nur vom Hörensagen: nirgends bei uns fand sich eine Spur eines Theaters oder einer Rennbahn. Die Thronstreitigkeiten nach Nero's Tod ließen Noricum unberührt; von den Kriegen gegen die Germanen am Rhein, gegen Parther und Dacier drang wohl nur dunkle Kunde hierher. Dagegen sah und hörte man mehr von den Völkern jenseits der Donau, denn die Kaufleute, welche der gefährliche aber gewinnbringende Handel nach den Barbarenländern an der Ostsee und an der Elbe lockte, passierten häufig mit ihren Warenballen auf den Reichsstraßen die Stadt.

Im ganzen waren so die ersten Jahrhunderte unserer Ära wohl eine Zeit des Stillebens und Gedeihens.

Aber nur zu bald änderten sich die Dinge. Immer häufiger hörte man von den Kämpfen an der Donaugrenze, schon sah man sich manchmal genötigt, vor streifenden Barbaren Zuflucht hinter den Mauern der Städte zu suchen, die Landhäuser giengen in Flammen auf. Vielleicht musste man schon auf kaiserlichen Befehl Theile des Grundbesitzes an Barbaren abtreten, welche sich diese Concession in harten Kriegen erkämpft hatten. Dazwischen immer häufiger die Durchzüge der eigenen Legionen, welche aber nicht immer gegen fremde Völker, sondern häufig im Dienste eines Gegenkaisers gegen den andern ausrückten und das Land ärger aussaugten und verheerten als die Barbaren. Da der sinkende Staat zugleich immer höhere und höhere Anforderung an Steuern und anderen Leistungen erhob, so schwand der Wohlstand der Reichen zusehends, und damit die gesammte Volkskraft.

Kein Wunder, wenn in Zeiten so harter Not die tröstliche Lehre des Christenthums immer weiter um sich griff. Wir wissen nichts von den ersten Glaubensboten, welche das Evangelium in unser Land brachten — wohl mögen es Soldaten gewesen sein — wie ja Noricum und Pannonien so viel den Soldaten verdankt. Die Anhänglichkeit und Hingebung an den römischen Staat hatten Jahrhunderte hindurch den festen moralischen Halt zahlreicher Menschen gebildet; der Patriotismus war die Religion der Römer gewesen, denen der Glaube an die schwankenden Schattenbilder der alten Götter längst entschwunden war. Jetzt sank der Staat sammt der Religion dahin, und die Menschen wandten sich der Lehre zu, dass ihre Heimat nicht von dieser Welt sei. Sie kehrten sich gänzlich von jenem Staate ab, der ja durch Jahrhunderte hindurch für den neuen Glauben nur grausame Verfolgungen gehabt hatte; — kein Zweifel, dass diese Erlahmung der politischen Kraft in den Zeiten der gefährlichsten Bedrohung durch auswärtige Feinde diesen den Sieg in die Hand gegeben hat.

Im fünften Jahrhundert vollendete sich der Ruin, der im vierten begonnen hatte. Die Barbaren haben damals den Grenzwall für immer beseitigt. Sie durchziehen das Land nach allen Richtungen, siedeln sich an, wo es ihnen beliebt, lauern in den Einöden, welche sich bereits zwischen den befestigten Ortschaften an Stelle der ehemaligen Fruchtfelder ausdehnen, die Städte in unbewachten Momenten zu überrumpeln. Die Zahl der Menschen ist entsetzlich gesunken; die Heerzüge der Hunnen haben sie auf Strecken hin völlig vertilgt. Der römische Staat, das nicht minder verheerte Italien können der fernen Grenzprovinz keine Hilfe schicken. Eine andere Macht muss sich der muthlosen und zugrunde

gerichteten Provincialen annehmen. Es ist die moralische Gewalt begeisterter Priester, welche folgerichtig an die Stelle der verschwundenen Staatsmacht tritt. Der heilige Severin erscheint ein Menschenalter hindurch wie ein friedlicher Dictator in Ufernoricum. Indem er die säumigen Christen anfeuert, die Heiden bekämpft, die Frevler brandmarkt, bändigt er zugleich die Roheit der Barbaren, lehrt die Städter sich vertheidigen, warnt sie vor feindlichen Einfällen, erhebt ihren Muth, tröstet sie, regelt in der großartigsten Weise den christlichen Dienst der Nächstenliebe und Wohlthätigkeit.

Doch kann er den gänzlichen Untergang nur verzögern, im Einzelnen mildern und vorbeugen — das Ergebnis bleibt dasselbe: am Ausgang des fünften Jahrhunderts ist die römische Culturperiode in unseren Landen zu Ende. Die Wälder dehnen sich wieder über die Saatfluren, die Straßen verfallen, die niedergebrannten Städte erheben sich nicht mehr aus den Ruinen; die Declamationen der Rhetoren und Poeten sind ebenso verklungen als die Predigten der Priester; keine Legionen, keine Standlager, keine almosenspendenden Diakonen; ein Act des Schauspiels ist zu Ende — ein neuer beginnt.

Hab und Gut auf unbehilfliche Wagen gepackt, mit Viehherden und Saatgetreide versehen, die kriegerische Mannschaft kampfbereit, auch Greise und Weiber zur Vertheidigung geschickt, so bewegten sich in jenen Zeiten die germanischen Völker von Land zu Land, ein sonderbares Geschlecht ackerbauender Nomaden. In der passenden Jahreszeit wurde Halt gemacht, der Acker bestellt, dem Vieh Erholung gegönnt, schien der Landstrich günstig, blieb man wohl auch Jahrzehnte lang auf demselben Platze; misfiel er oder drängten die Nachbarn, so wurde nach bestellter Ernte wieder aufgebrochen, neuen besseren Ackerfluren, neuen Kämpfen, neuer Beute nachgestrebt. So überschwemmten sie das römische Reich langsam, unwiderstehlich bis an seine fernsten afrikanischen Grenzmarken.

So füllte sich auch Noricum bald nach Severins Zeiten mit Ansiedlern baierischen Stammes, welche die Römer früher unter dem Namen Markomannen gekannt hatten. Sie trafen, wie erwähnt, ein fast leeres Land. Wie viel sie selbst noch dazu beigetragen, es zu entvölkern, wissen wir nicht. Ohne Zweifel aber lagen ihre Siedlungen vorläufig noch spärlich genug im waldbedeckten Gau zerstreut. Die römischen Ackersklaven oder unfreien Bauern, welche auch nach Abzug oder Ruin ihrer Herren hier und da auf den Äckern sitzen geblieben waren, traten zu ihnen in ein dem früheren ähnliches Abhängigkeitsverhältnis.

Der germanische Hof, entweder allein stehend, oder mit einigen anderen zum Dorfe vereint, war aus Holz gebaut. Ein Zaun umschloss ihn und den Baumgarten, in dessen Mitte er lag. Trotzig war der Sinn

der Inwohner, zu Kampf und Gewaltthat geneigt; jeder Einzelne gewohnt im wilden Forst, der tagreisenweit sich über Berg und Thal erstreckte, Bär und Wisent zu bestehen; zahlreich sind die Arten von Wunden und Mishandlungen, welche das alte baierische Gesetz unterscheidet, gering die Bußen; denn der Freie kann jedes Vergehen durch Geld oder Geldeswert sühnen, nur der Unfreie wird geschlagen, gefoltert, hingerichtet.

Noch flammen die Altäre der alten Götter. Zahllos sind die abergläubischen Gebräuche; jede Handlung, jedes Rechtsgeschäft ist mit symbolischen Acten bunt verbrämt; noch gilt vor Gericht der Zweikampf; der Zeuge wird beim Ohre gezogen; noch im 8. Jahrhundert mäht der Bischof selbst ein Stück Wiese ab, um die Besitzergreifung zu bethätigen.

Doch schon machen sich die Vorboten späteren Fortschrittes geltend. Nicht auf immer sollte das Land, in welchem Jahrhunderte lang die Sprache Cicero's erklungen, der Barbarei verfallen. Die Baiern konnten sich nicht erwehren, von den Franken unterjocht zu werden, welche, dem römischen Einfluss mehr ausgesetzt, auch den Baiern wenigstens einen Hauch der alten Cultur zubrachten. So vor allem die größte Erbschaft der antiken Welt: das Christenthum.

Unter der Regierung des Herzogs Theodo kam der fränkische Bischof Ruodpertus nach Baiern. Nach längerem Suchen entschloss er sich die Gegend des salzburgischen Hügellandes, wo noch zahlreiche Romanen lebten, zum Stützpunkt seiner Missionsthätigkeit zu machen. Am Wallersee, beim heutigen Seekirchen, gründete er seine Niederlassung. Da hörte er, wie unsere Quellen sagen, dass an einem benachbarten Orte an der Salzach die Ruinen einer großen Stadt, von Gesträuch und Bäumen überwuchert, sich vorfänden. Noch mag manche feste Mauer, manch' stattlicher Giebel aufrecht gestanden haben, und so zog der Bischof, nachdem der Herzog die ganze Gegend ringsum nud mehrere hundert, besonders von Romanen besetzte Bauernhöfe zum Unterhalte geschenkt, dorthin, baute mitten in den Ruinen Kirche und Kloster, und Salzburg war neuerdings gegründet.

Mehr je als zuvor war die Stadt zwischen den Hügeln wieder der Mittelpunkt der ganzen Landschaft. In kurzem war das Heidenthum in Baiern völlig verschwunden. Schon entsteht eine Schule. Sorgfältig wird die Bewirtschaftung des Bodens betrieben; zu den alten kommen immer neue Güter, geschenkt von Herzogen und Adeligen, von Priestern und Witwen, meilenweite Forste und Jagdrechte, Salzquellen und Mauten. Schon nach hundert Jahren ist eine Organisation vollzogen, der in weitem Umkreise nichts an geistiger, aber auch materieller Bedeutung gleichkommt.

Um so mehr seitdem Baiern (788) dem Reiche Karls des Großen einverleibt wird. Ein auf der Höhe der Bildung und Geltung stehender Mann — Arno — wird erst Bischof, dann Erzbischof. Er sendet

Glaubensboten nicht bloß nach Kärnten, wohin schon seine Vorgänger ihre Thätigkeit gewendet, sondern bis nach Ungarn und Kroatien. Und sogleich wird auch der letzte Schritt vollzogen. Tausende von Hörigen stehen unter dem Bischofe, aber auch Klöster und ansehnliche weltliche Grundbesitzer, die sich unter Schutz und Botmäßigkeit der Kirche gestellt haben — über alle diese, über die unzähligen, bis zur Donau hinab und weit in das Gebirge und bis Ungarn verstreuten Güter, über die zusammenhängenden Forste, welche sich immer mehr mit Colonisten erfüllen, über das ganze Patrimonium des hl. Rupert erhält der Erzbischof auch weltliche Gewalt — kein Graf, kein königlicher Beamte soll da mehr eingreifen; er soll ganzer Herr im eigenen Hause sein.

Im Jahre 816, am 5. Februar bestätigte Ludwig der Fromme in feierlichster Weise, unter großem Siegel und mit eigenhändiger Unterschrift diese Verfügung seines Vaters; und noch heute betrachten wir mit Ehrfurcht das wohlerhaltene Pergament, welches die weltliche Herrschaft der Salzburger Erzbischöfe, die es begründete, trotz deren tausendjähriger Dauer überlebte.

Mit der Verleihung solcher Immunitäten wurde zu den vielen kleinen Kirchenstaaten des deutschen Reiches der Grund gelegt. Vorerst sind sie noch strenge in den Rahmen des Reiches eingefügt. Das ganze große Kirchengut, zumeist hervorgegangen aus den Schenkungen früherer Herrscher, ist dem jeweiligen Erzbischof als Lehen des Reiches zur Verwaltung und Nutznießung, zur Anwendung für das Heil der Kirche und des Reiches übergeben.

Wenn durch den Tod der erzbischöfliche Stuhl erledigt wird, dann begibt sich eine Gesandtschaft, bestehend aus den ersten Geistlichen und den vornehmsten weltlichen Gliedern des Erzstiftes, zum kaiserlichen Hof und legt Ring und Stab des Verstorbenen zu Füßen der Majestät nieder. Diese veranstaltet nun in Verbindung mit der anwesenden Deputation und den eben anwesenden Reichsfürsten und Bischöfen eine Art Wahl. Sicherlich fiel sie auf keinen dem Kaiser ungenehmen Mann, oft wohl ist Neigung und Fürbitte einflussreicher Personen das Entscheidende, häufig nur der politische Gesichtspunkt, einen verlässlichen Diener des Kaisers auf einen so wichtigen Posten zu bringen. Aber die Religiosität des Zeitalters und der kirchliche Sinn der meisten Könige verhüten ärgerliche Fehlgriffe — kaum einer ist für Salzburg vorgekommen.

Mit Glanz und Prunk zog der Erwählte, vom Kaiser Belehnte in die Residenz ein. Hatte er dann von einem Nachbarbischof die Weihe, vom Papste die Anerkennung und das erzbischöfliche Pallium erhalten, hatten ihm die Vasallen den Eid der Treue geleistet, dann war er in Weltlichem und Geistlichem ein großer Herr.

Das reiche Kirchengut war in mannigfacher Weise verwendet. Viel wurde im 11. und 12. Jahrhundert an die zahlreich neu gestifteten Benedictiner- und andere Klöster, z. B. Admont, vergabt. Ein Theil war übergegangen an das Pristeercollegium des Erzstiftes, das Domcapitel, ein anderer Theil für das alte Mutterstift St. Peter ausgeschieden worden, welches mit Ende des 10. Jahrhunderts als selbständiges Kloster errichtet wurde, nachdem bishin der Erzbischof zugleich dessen Abt gewesen war. Ein weiterer ziemlich großer Theil wurde ferner an rittermäßige Vasallen verliehen, welche dafür Kriegsdienste leisten mussten, sowohl für das Reich als auch für den Bischof zum Schutz gegen Angriffe und in den fortwährenden Fehden, — ein letzter Theil endlich diente als eigentliche Einnahmsquelle zur Erhaltung des bischöflichen Hofes.



Erzbischof Wolf Dietrich.

Zur Zeit der Einwanderung bestand die Masse des baierischen Volkes aus freien Bauern. Das hatte sich gründlich geändert. Die reichen und hervorragenden Familien hatten sich dem Bauernstande völlig enthoben. Wer freie Ahnen und so viel Besitz hatte, dass er nicht selbst hinter dem Pfluge herzugehen brauchte, war ein adeliger Kriegsmann, war schild- oder ritterbürtig. Die große Masse der ehemaligen Standesgenossen war aber von der Freiheit herabgesunken in ein Abhängigkeitsverhältnis entweder zur Kirche oder zu weltlichen Herren, unter deren Schutz sie standen, und bildeten zusammen, mit den zahlreichen unfreien Leuten, einen Bauernstand von sehr verschiedener Berechtigung. Während die einen mit kleinem Zins an Getreide oder Vieh ihrer Pflicht genügen, sind andere mit Leib und Person dienstpflichtig, dürfen nicht heiraten und nicht den Aufenthalt verändern ohne Zustimmung des Herrn. Aber gerade aus diesen erhebt sich ebenfalls eine bevorzugte Klasse. Diejenigen, welche in die nächste Umgebung des Herren gezogen werden, steigen durch ihre einflussreiche Stellung, durch Landverleihung und Waffendienst ebenfalls zum Range von Kriegern empor: sie heißen Ministerialen.

So sehen wir auf den geistlichen Territorien einen unfreien Bauernstand und zwei von einander geschiedene Arten von Landadel sitzen, welche erst im 13. Jahrhundert verschmelzen, und haben nebenbei nur

noch der größeren Herren, der Grafen und Freiherren zu erwähnen, deren Besitzungen verstreut zwischen den geistlichen Territorien liegen, und welche häufig genug sehr entscheidend in deren Angelegenheiten eingreifen. Und die Bürger der Städte? Noch gibt es solche nicht. Noch besteht die Stadt zumeist aus den Gebäuden, welche als Anhängsel der großen geistlichen Institute sich ergeben: Wohnungen der Handwerker und Ackerknechte, der Ministerialen und Lehensleute, vielleicht einige Herbergen, ein Judenviertel und einige Straßen mit fremdem angesiedelten Volke. Schon umgibt eine gemeinsame Mauer den Gebäudecomplex; aber erst im Laufe der Zeit, bei steigendem Handels- und Gewerbebetrieb im 12. und 13. Jahrhundert verschmelzen diese so verschiedenen Bestandtheile zum Gesammtbegriff einer Bürgerschaft; erst dann ergibt sich das Bedürfnis für diese neu entstandene Communität, auf welche das alte Recht nicht passt, eigene Gesetze und Obrigkeiten einzurichten, ihr eine gewisse Selbständigkeit einzuräumen: erst dann entstehen die Städte.

Das Verhältnis zum Reich ist schon erwähnt. Nicht gering waren die Lasten, welche es auferlegte. Salzburg hatte im 10. Jahrhundert 70 bewaffnete Reiter (Ritter) zum Heereszug nach Italien zu stellen. Dafür hatte der Erzbischof eine hohe Stellung unter den Reichsfürsten; er nahm theil an den Hoftagen, bei welchen die Heerfahrten beschlossen wurden, er saß da zu Gerichte über seines Gleichen und hatte mitzusprechen in allen wichtigen Reichsangelegenheiten.

So lange die Kaiser und Päpste einig waren, also bis Heinrich IV., war dies eigenthümliche Doppelverhältnis geistlich-weltlicher Natur erträglich und durchführbar. Aber gerade aus ihm entsprang der Zwiespalt zwischen Kaiser und Reich. Soll der Kaiser das Recht haben, so unbeschränkt über die wichtigsten geistlichen Ämter zu verfügen, wie oben beschrieben worden? Papst Gregor VII. verneinte es. Es kam zum schwersten Kampfe. Wie mussten die geistlichen Herrschaften selbst in diesen hineingezogen werden! Und keine mehr als Salzburg. So stark war hier kirchliche Tradition und Auffassung, dass alle Erzbischöfe, von Gebhard bis Eberhard II., 1072—1200, obwohl meist mit Zustimmung des Kaisers erhoben, sofort mit Schärfe gegen diesen Partei ergriffen. Fast nie ruhten die Waffen. Einmal kam es sogar zur Ausführung eines vollen Reichsprocesses, als Friedrich I. um jeden Preis seinen Standpunkt im ganzen Reichsgebiet durchsetzen wollte. Zu Salzburghofen vor der Stadt wurde ein Hoftag abgehalten und dort dem widerspänstigen Erzbischof — nicht seine Würde, denn diese war geistlich — aber sein Reichslehen abgesprochen und die Vasallen des Erzstiftes genötigt, ihre Lehen vom Kaiser anstatt vom Bischof zu nehmen; eine Art Sicherstellung

der Leistungen, zu denen das Kirchengut gegenüber dem Reich verpflichtet war.

Der lange Kampf zwischen Kaiser und Papst endete bekanntlich mit der Niederlage des ersteren. Die deutsche Krone verlor nicht nur die Herrschaft über Italien, sondern sie verbrauchte auch alle Machtmittel des deutschen Reiches so sehr, dass die Könige, welche nach der Katastrophe zur Herrschaft kamen, nicht mehr die Möglichkeit vorfanden, eine Monarchie im wahren Sinn dieses Wortes wieder herzustellen. Denn die Fürsten, die geistlichen sowohl wie die weltlichen, hatten alle jene Befugnisse an sich gebracht, auf welchen eigentlich der Begriff des Staates beruht: volle Gerichtsbarkeit, Münze und Zölle, die ganze Landeshoheit; sie waren in ihren Territorien volle Herren geworden, und jene Obergewalt des Kaisers, von der gerade Salzburg noch im 12. Jahrhundert die erwähnte so eindringliche Probe erhalten hatte, war um so mehr zu einer scheinbaren herabgesunken, als der König bei jeder Regierungshandlung noch viel mehr als früher von der Zustimmung der Fürsten abhängig war.

Seit Eberhard II. 1200—1246 sind die Salzburger Erzbischöfe in jene unbeschränkt fürstliche Stellung eingerückt, welche wir sie bis zum Untergange des Staates im Jahre 1800 inne haben sehen. Die Wahl war schon früher auf das Domcapitel übergegangen, und wenn ein auswärtiger Einfluss auf sie sich geltend machte, so war es nebst dem des päpstlichen Stuhles der der benachbarten Fürsten von Baiern und Österreich. Das Territorium selbst wurde schon unter Eberhard durch Erwerbung vom Pinzgau und durch Verdrängung der noch übrigen selbstständigen Gewalten innerhalb desselben vollkommen abgerundet. Wenn noch im 12. Jahrhundert so wie früher Salzburgs Edle im Gefolge der Könige vor Rom und Mailand, gegen Ungarn und Polen kämpften, wenn die Kräfte des Landes in erster Linie doch für die Gesammtzwecke der Nation und des Reiches aufgewendet wurden, so ist es vielleicht das Hauptergebnis der Umwälzungen des 13. Jahrhunderts, dass diese Beziehungen so gut als gänzlich aufhören und auf Jahrhunderte hin nur die kleinen Interessen, die nächsten Nachbarverhältnisse für die Politik und die Leistungen des salzburgischen, sowie so vieler anderer deutscher Kleinstaaten maßgebend bleiben.

Es ist daher vor allem der Streit zuerst zwischen Ottokar von Böhmen-Österreich und Baiern, dann zwischen den Habsburgern und Baiern, welcher Salzburgs Ruhe in der zweiten Hälfte des 13. und im 14. Jahrhundert stört. Die Zeit Ottokars war außerdem durch eine doppelte Besetzung des erzbischöflichen Stuhles und daraus hervorgehenden Bürgerkrieg eine Epoche schweren Unheils, um so mehr als durch den Gegensatz der Nachbarn der innere Kampf besondere Schärfe und Nachhaltigkeit

gewann. An der großen Entscheidungsschlacht bei Mühldorf zwischen Friedrich von Österreich und Ludwig von Baiern (1322) nehmen Erzbischof Friedrich und seine Ritter Antheil. Auch von ihnen verfallen viele dem Lose der Gefangenschaft und müssen mit hohem Solde gelöst werden.

Ein weiterer Gegenstand zahlreicher Conflicte ist das Verhältnis der innerhalb des österreichischen Gebietes liegenden salzburgischen Herrschaften zu der immer steigenden Macht der Herzoge. Aus den vielen Güterschenkungen und Erwerbungen der ältesten Zeiten hatten sich besonders in Kärnten und Steiermark eine Anzahl Herrschaften zusammengeschlossen, in welchen die Erzbischöfe unbeschränkte Regierungsgewalt in Anspruch nahmen, die ihnen aber von den Herren des übrigen Landes bei allen Gelegenheiten bestritten und eingeschränkt wurde.

Ende des 15. und anfangs des 16. Jahrhunderts siegten diese letzteren fast in allen Punkten, so dass die Bedeutung jener Besitzung für das Erzstift bald nicht mehr auf dem politischen, sondern nur mehr auf finanziellem Gebiete lag.

War so die Macht des Erzstiftes nach außen wesentlich geschwächt worden, so erstarkte die Regierungsgewalt im Inneren während desselben Zeitraumes in hohem Grade.

Es gehörte zum Wesen des mittelalterlichen Staates, dass nicht nur Einkünfte und Güter als erbliche Lehen gegen Anerkennung der Oberhoheit und Kriegsdienst verliehen wurden, sondern auch die Ausübung der Regierungsbefugnisse, besonders das Gerichtswesen. Dies abzustellen war ein Hauptbestreben der Erzbischöfe im 14. und 15. Jahrhundert. Die erblichen Gerichtshoheiten der adeligen Geschlechter verschwanden so nach und nach gänzlich und an ihre Stelle traten fürstliche Beamte; anfangs ebenfalls aus den Reihen des Landadels, bald aber, besonders seit dem 16. Jahrhundert, aus den Reihen der studierten Juristen genommen, welche vielleicht brauchbarer aber auch abhängiger und fügsamer waren.

Es ist eine Veränderung der tiefgreifendsten Art, welche so recht die Scheidewand zwischen Mittelalter und Neuzeit bildet, dass an die Stelle der Lehenswirtschaft das Beamtenthum tritt. Durch diese Veränderung wird der Landesherr directer Beherrscher aller seiner Unterthanen, was er nie zuvor gewesen war. Durch dieselbe Einrichtung wurden aber auch die Einnahmen desselben wesentlich gesteigert, denn ein ziemlich ausgebildetes Steuerwesen war sofort in Wirksamkeit getreten.

Von Theilnehmern an der Regierung sank der Adel zu einer allerdings bevorzugten Classe von Unterthanen herab. Seit ältester Zeit hatten die Ministerialen und Lehensleute des Stiftes in dessen Angelegenheiten mitgesprochen, noch 1403 dem Erzbischofe eine harte Wahlcapitulation aufgezwungen. Wenn aber anfangs des 16. Jahrhunderts einer aus dieser

Classe, Georg von Wißpeck, dem Erzbischofe in aller Form Fehde ansagt und mit ihm Krieg führt, so ist das nur eine letzte Regung absterbender Verhältnisse. Schon zwei Menschenalter später kann es Erzbischof Wolf Dietrich wagen, die salzburgische Landschaft — d. i. die corporative Versammlung dieser adeligen Classe in Verbindung mit dem hohen Clerus und den Städten — aufzulösen. Und wenn sie einige Jahrzehnte später von Erzbischof Paris Lodron wieder errichtet wird, so kann sie im Zeitalter Ludwigs XIV. kaum eine andere Rolle spielen, als die einer abhängigen Verwaltungs- und Finanzbehörde.

Die Folge der Ausbildung des Beamtenstaates und des Steuerwesens ist eine ungemein gesteigerte, in alle Verhältnisse scharf eingreifende Regierungsthätigkeit; Handel und Gericht, Forst- und Bergwesen, öffentliche Bauten und Anlagen, Religion und Sitten werden durch unzählbare Mandate und Erlässe bis ins einzelne geregelt und beaufsichtigt; der landesfürstliche Pfleger nimmt die Stellung ein, welche einst die großen Adelsgeschlechter besessen, der moderne Staat in seiner Allgewalt war so im wesentlichen geschaffen.



Erzbischof Paris Lodron.

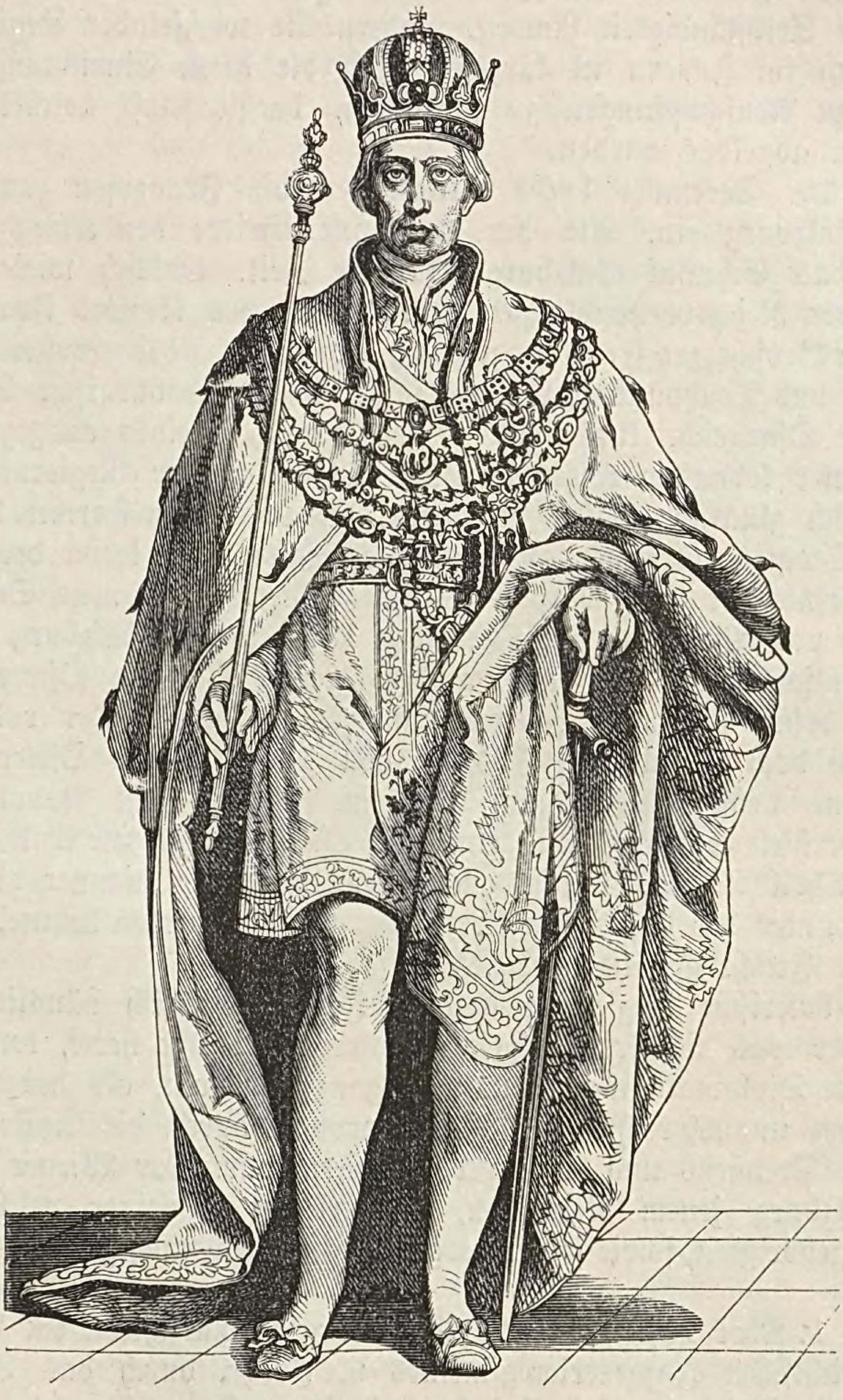
So unterscheiden sich die drei letzten Jahrhunderte doch wieder wesentlich von den drei vorhergehenden. Aus diesen muss aber zur Charakteristik der Zustände noch folgendes bemerkt werden. Drei Dinge sind es, welche für Salzburg in diesen letzten Jahrhunderten besonders charakteristisch sind. Erstlich der Kampf gegen den Protestantismus und die hiermit in Zusammenhang stehenden Bauernunruhen. Schon im 15. Jahrhundert erhoben sich die Bauern des Gebirges gegen den Druck ihrer harten Gebieter. 1525 und 1526 flammte das ganze Land in wildem Aufruhr, und nur mit österreichischer und baierischer Hilfe konnte der Brand gedämpft werden. Dann ergehen sich zwei Jahrhunderte in vergeblichen Bemühungen, durch Strenge und Güte, durch Verbannung und Missionspredigten der lutherischen Gesinnung der Bevölkerung der Gebirgsgegend Herr zu werden, bis endlich im Jahre 1731, man möchte sagen verspätet, die gezwungene Auswanderung von mehr als 30.000 Unfügsamen dieser Frage ein Ende macht.

Eine zweite sehr bemerkenswerte Erscheinung ist die großartige Bauthätigkeit und das Kunstmäcenat der Erzbischöfe, besonders von Wolf Dietrich 1587 bis Sigmund Schrattenbach 1762. Eine Anzahl der reichsten und größten Bauwerke, Kirchen, Paläste und Befestigungen, erhoben sich, meist von Italienern gebaut, hie und da nicht ohne bedauernswerte Zerstörung älterer, sehr achtbarer Werke. So ist der hiesige Geschmack für weite Nachbargebiete in Baiern und Oberösterreich maßgebend geworden. Noch heute ist das Bild der Stadt Salzburg ganz von diesen Arbeiten bestimmt, und ohne Zweifel war auch der Stand des hiesigen Bau- und Kunsthandwerkes in Folge so großer Unternehmungen ein blühender, wie uns z. B. die glänzenden Reste hiesiger Schmiede- und Schlosserarbeiten noch deutlich beweisen.

Zum Dritten ist hervorzuheben die reformatorische Thätigkeit des letzten Erzbischofes Hieronymus Colloredo und die kurze, aber sehr beachtenswerte literarische Blüte, welche in ihrem Gefolge hier erstand. Zwar hat der große Mozart an dem sonst sehr gelehrten und humanen Erzbischof keinen gütigen Herrn und daher auch hier keine Stätte seines Wirkens gefunden. Hingegen haben an der Universität bedeutende Lehrer gewirkt, und der Statistiker Hübner, der Jurist Zauner, der Pädagog Vierthaler, der Naturhistoriker von Moll, Staatsmann und Historiker Thaddäus von Kleimayrn werden noch nach Jahrhunderten Zeugen für das bedeutende geistige Leben der letzten Tage des salzburgischen Kirchenstaates sein.

Dies sind die Grundzüge und Richtungen, in welchen sich das innere Leben Salzburgs in den genannten Jahrhunderten bethätigte. Nur in weit geringerem Maße als von ihnen werden die Schicksale der Bewohner von den auswärtigen Vorgängen bestimmt. Denn weder am Schmalkaldischen, noch am dreißigjährigen Kriege nahmen die salzburgischen Regenten einen irgendwie nennenswerten Antheil. Und wenn auch zu den Türkenkriegen des 16. und 17. Jahrhunderts (besonders unter Erzbischof Wolf Dietrich) größere Contingente gesandt wurden, so war doch die Theilnahme an den Reichskriegen gegen Ludwig XIV., sowie an dem spanischen Erbfolgekriege und am siebenjährigen Kriege die widerwillige und mangelhafte, welche nicht mit Unrecht die deutsche Reichsarmee jener Tage zu einem Gespötte für Freund und Feind machte. War ja das Hauptbestreben aller deutschen Kleinfürsten nur darauf gerichtet, möglichst lange die Neutralität zu bewahren und zu so geringen Leistungen als nur möglich herangezogen zu werden.

Je stiller und enger so das Leben stets geworden war, um so fürchterlicher war die Änderung, welche die Napoleonischen Kriege und



Kaiser Franz.

der Zusammensturz des alten deutschen Reiches hervorbrachten. Nicht nur mitten hineingerissen in große Kriege, ausgebeutet und ausgeplündert von fremden Armeen sah sich das Land, sondern in seiner ganzen staatlichen

Existenz als herrenloses Ausgleichungsobject hin- und hergeworfen zwischen den streitenden Parteien. Ein Federstrich fegte nicht nur die ein Jahrtausend alte Selbständigkeit hinweg, sondern die wechselnden Regierungen stürzten auch im Innern in kürzester Zeit die alten Einrichtungen um, ohne Zeit zu Neuschöpfungen zu gewinnen, da sie selbst bereits wieder von anderen abgelöst wurden.

Am 15. December 1800 marschierten die Franzosen zum erstenmale in Salzburg ein. Als der Lunéviller Friede den Krieg beendet, schwankte das Schicksal Salzburgs längere Zeit. Endlich wies es der Abschluss der Reichsverhandlungen dem Bruder des Kaisers Franz, dem vertriebenen Großherzog Ferdinand von Toskana, als Kurfürstenthum zu. Ein Schutz- und Trutzbündnis verband sofort diese habsburgische Secundogenitur mit Österreich. Unter der weisen Herrschaft eines ausgezeichneten Fürsten, unter lebhafter reformatorischer Thätigkeit der Regierung schien Salzburg sich glücklich preisen zu dürfen, den überlebten Formen des alten geistlichen Staates entronnen zu sein. Doch schon nach kaum dreijähriger Dauer entfernte der Sieg Napoleons bei Austerlitz die neue Schöpfung. Der Friede von Pressburg im December 1805 theilte Salzburg als eine schwache Entschädigung für anderweitige große Verluste Österreich zu. Doch auch dessen Regiment dauerte nur wenige Jahre. Der ruhmreiche, aber endlich doch unglückliche Feldzug von 1809 raubte Österreich das neuerworbene nebst vielen alten Gebieten. Baiern, mit Napoleon eng verbündet, erhielt Salzburg und ein Stück Oberösterreich zur Entschädigung für einen Theil Tirols, welches nach dem blutigen Sommer von 1809 nicht ganz unter der baierischen Herrschaft gelassen werden konnte, die eine so schlimme Frucht gezeitigt hatte.

Die baierische Regierung hatte 7 Jahre Zeit, sich häuslich einzurichten. Aber was die Freundschaft Napoleons gebracht hatte, konnte auch die schlaueste Diplomatie wenigstens nicht ganz bewahren, als der gewaltige Krieger zum unaussprechlichen Jubel Europas durch die Anstrengungen Österreichs, Preußens und Russlands gefallen war. Der Wiener Congress theilte Salzburg jenem Reiche zu, zu welchem es seiner geschichtlichen Zusammengehörigkeit, sowie seiner geographischen Lage nach gehört — nämlich Österreich.

Am 1. Mai 1816 um 8½ Uhr Morgens marschierte ein Bataillon des österreichischen Infanterieregimentes v. Frohn durch das Linzerthor in die Stadt Salzburg ein. Auf dem Residenzplatz nahm es gegenüber den baierischen Truppen Aufstellung.

Im prunkvollen Saale, welchen der Erzbischof Marcus Sitticus von Hohenembs für seine rauschenden Festlichkeiten in glänzendem Renaissancestile erbaut hatte, waren die baierischen und österreichischen Beamten zur

Vornahme des Übergabsactes versammelt. Nicht ohne Bitterkeit in Wort und Miene vollzog der baierische Commissär Graf Preysing die Handlung, welche der Krone Baierns ein so herrliches Juwel entriss, aber der mit Menschen überfüllte Residenzplatz ertönte von lautem Hurrah und Vivat, als das ehrwürdige Symbol des Doppeladlers an dem Portale der Residenz die baierischen Rauten ablöste.

Seit dieser Stunde ist Salzburg ein Bestandtheil unseres großen Vaterlandes und theilt mit ihm redlich Leid und Freude. Wieder bluten seine Söhne in fernem Welschland und an den Grenzen des Orients, aber der Gedanke, einem großen Vaterlande anzugehören, theilzunehmen an den Geschicken der Welt, an den starken und lebhaften Bewegungen eines großen Staatskörpers, entschädigt reichlichst für die größeren Opfer. Frei ist eine weite Bahn für jeden, und wem der Wirkungskreis zu klein ist zwischen Pass Lueg und Saale, der mag an der Donau einen größeren finden. In jener unverbrüchlichen Treue, welche das Erbe unseres Volkes aus jenen Tagen ist, als seine kriegerischen Mannen zuerst auf reisigem Zuge durch diese Gaue streiften, hängt es heute an den ruhmreichen Nachkommen jenes Rudolf, dem auch salzburgische Ritter die schwere Schlacht auf dem Marchfelde gewinnen halfen. Auch hier sind Besitz- und Rechtsverhältnisse andere geworden. Der Schienenstrang durchzieht das ganze Land, und die, welche noch vor einem Jahrzehnt gleichsam Hinterwäldler waren, sitzen jetzt an dem Strome des Weltverkehres. Die Nachkommen derer, welche einst mit dem Morgenstern in der Hand ihr Recht vom Landesherrn ertrotzen wollten, und diesen Frevel mit Jahrhunderte langem Drucke bezahlen mussten, tagen nun in parlamentarischen Versammlungen. Die Landeshauptstadt hat ihre Bevölkerung verdoppelt und die Bequemlichkeiten der Neuzeit an die Stelle der Schutzwehren vergangener Jahrhunderte gesetzt.



Ferdinand III., Großherzog von Toskana.

Gegenwärtig besteht die Bevölkerung des Landes Salzburg aus 151.410 Menschen oder 21·14 auf den Quadratkilometer, welche geringe Dichte natürlich durch die gebirgige Beschaffenheit hervorgerufen wird, welche die Bewohnbarkeit auf die Thalsohlen und untersten Bergterrassen

einschränkt. Diese Menschen gehören, so weit sie einheimisch sind — und das ist nur bei der Bevölkerung der Hauptstadt in geringerem Maße der Fall — durchaus dem bajuvarischen Stamme an, der auch die übrigen deutsch-österreichischen Alpenländer hauptsächlich erfüllt, und sprechen dessen Dialekt. Seit einem Jahrtausend sitzen die Voreltern der jetzigen Bewohner in diesem Lande, und sie sind in ihren Bergen den Sitten und dem Charakter ihrer Ahnen so treu geblieben als nur irgendwo ein deutscher Stamm. Alter Brauch und Aberglauben haben sich ebenso erhalten, als Mundart, Tugenden und Fehler. Es mangelt dem Bauer — denn von diesem müssen wir hier sprechen — nicht an Witz und Verstand, so wenig als an Arbeitsamkeit und Ausdauer. Und wenn wir seine Schwerfälligkeit und Verschlossenheit, sein misstrauisches und häufig rohes Wesen betrachten, so sind wir im Zweifel, ob wir hierin allgemeine Eigenschaften seines Standes, oder doch den besonderen Charakter des bajuvarischen Stammes herausfinden sollen? Sicher ist nur, dass schon der Vater der baierischen Geschichte, der ehrwürdige Aventinus, am Anfange des 16. Jahrhunderts seine lieben Landsleute gerade so geschildert hat, wie sie heute noch sind, etwas derb, zum Trinken geneigt, wo es dann leicht Püffe setzt. Der Volksgesang blüht hier noch aller Orten; noch singen die Burschen Trutzlieder zum Tanze und lange Reime, wenn sie „Gassel“ gehen; noch finden sich Weihnachtslieder und Weihnachtsspiele, welche seit Jahrhunderten im Brauche sind, Tänze der Bergknappen, allerlei Vermummungen und Aufzüge, von denen noch die Rede sein wird, noch blüht der öffentliche Ringkampf. Überhaupt macht das Volk auf jeden, der mit ihm zu thun hat, den Eindruck unverdorbener Kraft und Gesundheit, ein echter Germanenstamm, an dem man seine Freude haben muss.

Die Volkstracht ist bekanntlich nie etwas Unveränderliches gewesen; auch sie machte von jeher Moden durch. Dass auch dies jetzt schneller geht als einstens, dass städtische Formen immer mehr vordringen, ist natürlich. Aber man überzeugt sich bald, dass solche Nivellierung nicht tief geht, und dass die Motive der städtischen Tracht bald wieder ländlich umgebildet und so festgehalten werden.

Die Volkszahl ist seit 100 Jahren fast ganz stabil geblieben, obwohl die Hauptstadt ihre Einwohner verdoppelt hat. Dafür sind zahlreiche Bergwerke eingegangen, und die Ausbeutung des Bodens auf dem Wege des Ackerbaues und der Viehzucht ist einer wesentlichen Steigerung in den Ländern der hohen Berge und wilden Wässer nicht fähig. Vielmehr geschieht es auch heute noch oft, dass selbständige Bauernhöfe aus den Händen kleiner Besitzer in die von Großbauern übergehen und — als Zulehen — von Dienstleuten bewirtschaftet werden, wodurch die Zahl der Familien vermindert wird.

Die Industrie ist im Vergleich zu der anderer Länder sehr gering. Einstens blühten hier mehrere kunstgewerbliche Specialitäten, besonders Schlosserei und die Erzeugung einfacher Majoliken. Sie sind verschwunden. Dafür geht noch heute der rothe Salzburger Marmor in alle Welt. Der Holzreichthum des Landes gibt zu einem lebhaften Exporte Anlass. Dass eine Stadt von 20.000 Einwohnern außerdem alle Arten von Gewerbetreibenden beherbergt, ist selbstverständlich, hier wäre ja nur das Besondere erwähnenswert.

Eine neue Ära für die Verwertung der Landesproducte ist eingetreten, seitdem ein Bahnnetz das Land durchzieht, dessen Ausdehnung nichts zu wünschen übrig lässt. Die Hauptstadt ist durch die Kaiserin Elisabeth-Westbahn mit Oberösterreich und Wien, durch einen Zweig der baierischen Staatsbahnen mit München und dem Westen verbunden. Die Salzburg-Tiroler Gebirgsbahn durchzieht den größten Theil des Salzachthales und greift mit einem Flügel ins tirolische Unterinnthal, mit einem anderen ins steiermärkische Ennsthal hinüber. Wenn auch die Rentabilität dieser letzteren Bahn bisher sehr gering war und die Wirkungen für das Aufblühen der Industrie in so kurzer Zeit und bei so schlechten Verhältnissen des Weltmarktes noch nicht zu beurtheilen sind, so ist doch das eine sicher, dass die Zahl der fremden Vergnügungsreisenden, welche in unseren Thälern Erholung und Naturgenuss suchen, seither außerordentlich zugenommen hat, so dass gewisse Orte wenigstens hiedurch große Summen erwerben.


Loferer Tracht

Das ehemalige Erzstift Salzburg hat seit seiner Vereinigung mit Österreich den Titel Herzogthum und ist ein selbständiges Kronland, das sein eigenes Landespräsidium und seinen eigenen Landtag hat. Letzterer besteht aus 26 Mitgliedern, von denen 5 Vertreter des Großgrundbesitzes, 2 der Handelskammer, 10 der Städte und Märkte und 8 der Landgemeinden sind. Der Erzbischof ist als solcher Mitglied. Das Land zerfällt in 4 Bezirkshauptmannschaften, welche der alten Gaueintheilung in Salzburggau (das Land vor dem Gebirge), Pongau (das Querthal der Salzach mit dem oberen Ennsgebiet und einigen Tauernthälern), Pinzgau (das

Längsthal der Salzach und das der Saale, so weit es zu Österreich gehört) und Lungau (Murgebiet) entsprechen. Zur Ausübung der Rechtspflege besteht ein Landesgericht in Salzburg und 20 Bezirksgerichte.

Die Einwohner des Landes sind bis auf einige hundert meist eingewanderte Evangelische katholisch. Ihr Oberhirt ist der Erzbischof von Salzburg, dessen geistliche Würde den Verlust der weltlichen Herrschaft überdauert hat, und der heute noch wie in den Tagen Karls des Großen der Metropolit von Tirol, Steiermark und Kärnten, allerdings nicht mehr der von Baiern ist. Neben dem ehrwürdigen Stuhle des heil. Rupertus bestehen auch heute noch die nicht minder alten Klöster St. Peter und Nonnberg. Auch das Domcapitel hat sein Wahlrecht erhalten, und die große Zahl geistlicher Institute verräth noch heute in Salzburg das ehemals geistliche Territorium.

---

3. Die Stadt Salzburg.

Das fürtreffliche und herrliche Schloss Salzburg so ein tapfer streitbar Schloss und fest Haus deutsch Lands ist, mit viel herrlichen und lustigen Gebäu.
Chronist des 16. Jahrhunderts.

(Ansicht der Stadt vom Kapuzinerberg. — Die Feste Hohensalzburg und der Bauernkrieg. — St. Peter. — Der Dom. — Die alte Stadt. — Die neuen Theile.)

Hat uns die Kuppe des Gaisberges als passender Punkt gedient, uns einen Überblick des wichtigsten Theiles des Landes Salzburg zu geben, haben wir in jener mehrbesprochenen Bucht der baierischen Ebene mit ihren Zugängen die natürliche Grundlage des Salzburgischen Kleinstaates gesehen, so wollen wir unsere Blicke zunächst der Stadt zuwenden, die nicht bloß geschichtlich die Trägerin der Ereignisse gewesen ist, sondern auch von unserer Warte aus, als der Mittelpunkt, der Schlüssel und das Hauptstück der Landschaft erschien. Allerdings ist zu genauerer Betrachtung der Standpunkt zu hoch, und wir werden nur noch uns vergegenwärtigen, dass die Stadt näher der östlichen als der weit zurücktretenden westlichen Bergumrahmung an einer Stelle liegt, wo die Salzach sich von ersterer nach Nordwesten zu abwendet, dann steigen wir abwechselnd durch Wald und über Matten an Bauernhäusern vorbei, welche im Anblick des herrlichsten Panoramas liegen, endlich durch einen schattigen Park mit Cascaden und Ruheplätzen, ins Thal hinab. Eine dicht mit Landhäusern und Bauernhöfen besetzte, von uralten schattigen Alleen und blanken Kieswegen

reichlich durchzogene Ebene empfängt uns und führt uns rasch dem Ufer der Salzach und der Stadt zu. Doch bevor wir diese betreten, schwenken wir rechts ab und denken uns auf jenen Punkt versetzt, den der Kundige stets zuerst besuchen wird, wenn er den Gesammtanblick Salzburgs genießen will, auf den Kapuzinerberg.

Wir stehen auf einem waldigen Gipfel. Nach Süden zu sind die Bäume entfernt und gestatten freien Ausblick auf ein Gemälde, das seines Gleichen wenige besitzt. Den Hintergrund, von dem es sich abhebt, bildet wieder jener majestätische Gebirgskranz, der uns zuerst schon die Annäherung an das Salzburger Becken verkündet hat. Etwa 200 m. unter unseren Füßen strömt in breitem, von Dämmen begleitetem Bette in schmutziggelben oder grauen Wellen die Salzach. An ihrem linken Ufer, uns gerade gegenüber, erhebt sich ein steiler Hügel, welcher sich gegen rechts erniedrigt und in ein breites Plateau ausläuft, das mit senkrechten Felswänden gegen den Fluss abstürzt und ihn auf eine längere Strecke, bedeutend über unseren Berg nach Westen hinausgreifend, begleitet. Auf jenem ersten Hügel, uns gerade gegenüber, steht ein stolzes Schloss mit vielen alten Thürmen, Bastionen und Vorbauten, mit großen Häuserfronten und vorspringenden Erkern, mit Balkonen und Wehrgängen, wettergrau vom Lauf der Jahrhunderte, aber noch unter Dach und Fach, und das Wehen einer Flagge, der Ton der Hörner mag dir künden, dass die alten ehrwürdigen Mauern noch wacker zusammenhalten und den Enkeln dienen, wie sie den Ahnen gedient haben — die Feste Hohensalzburg. (Siehe Abbildung S. 9.)



Salzburger Milchmädchen.

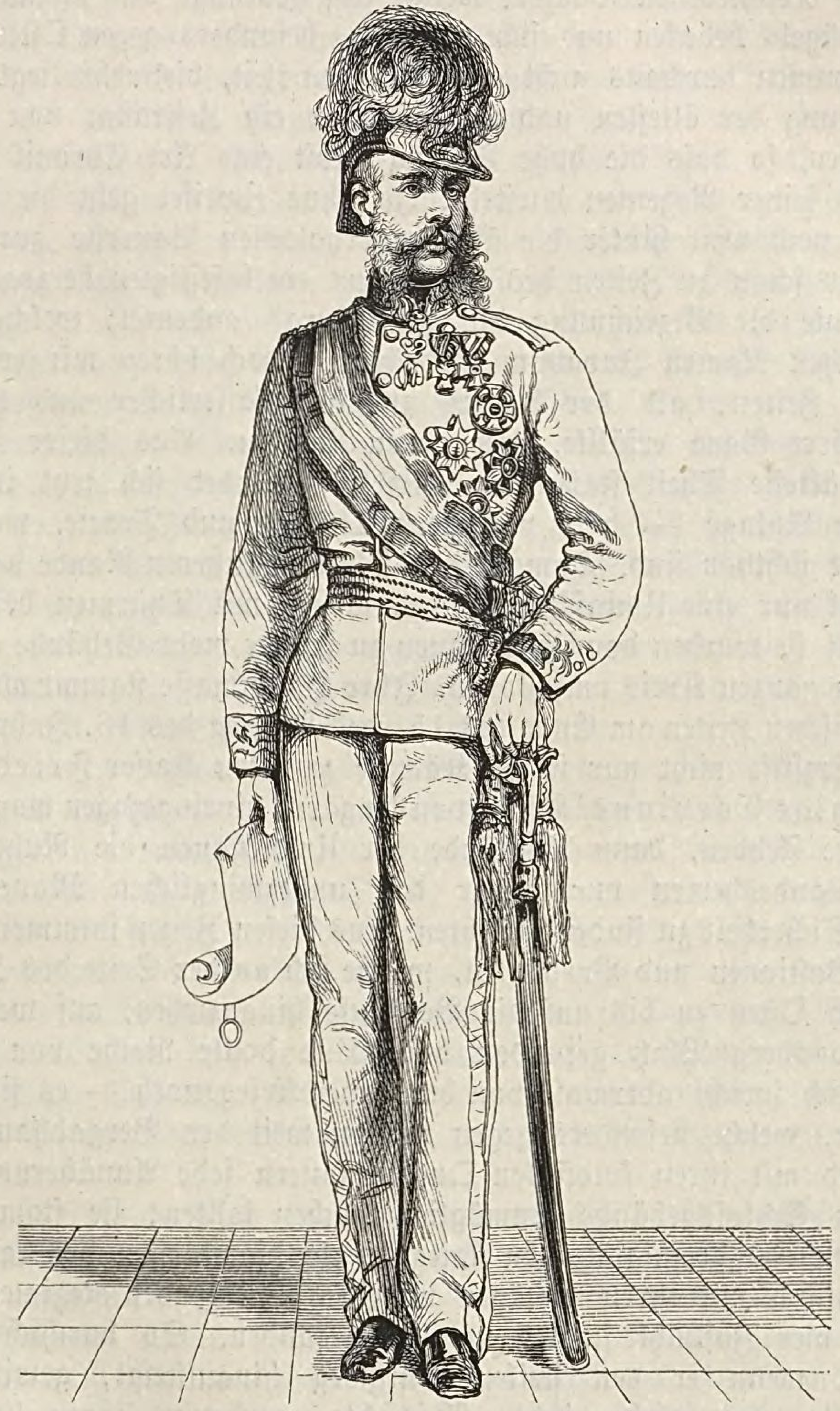
Der Hügel, auf dem sie steht, ist dicht mit Laub und Nadelholz bewachsen. Nicht minder seine Fortsetzung, der Mönchsberg. Nicht bloß seine Hochfläche ist mit mächtigen Baumgruppen und dichtem Buchenwalde besetzt, aus dem grüne Matten, alte Festungsthürme, Villen und Häuser kaum hervorsehen, sondern auch über den grauen Felsrand quillt das grüne Buschwerk allenthalben üppig herab. Und zu Füßen dieser Hügel

nun, auf dem Raum, der zwischen ihnen und dem Flusse frei bleibt, liegt die Stadt. Hohe Häuser, enge Straßen, aber eine Menge von Kirchen und Thürmen, große freie Plätze: ein Gesammteindruck, der sich von dem fast aller anderen deutschen Städte wesentlich unterscheidet. Die Zahl der Kuppeln ist größer als die, welche du erblickst, wenn du über Wien dein Auge schweifen läſst. Überall herrschen die Formen der Baukunst des 17. Jahrhunderts, der späten Renaissance, vor. Die Abbildung mag von ihnen und dem eigenthümlich prunkhaften, südlichen, undeutschen Charakter dieses Stiles eine Vorstellung geben; die Feder vermag es nur schwer. Auch der Hausbau ist undeutsch. Die Gebäude sind hoch — es kommen 5 und 6 wirkliche oder scheinbare Stockwerke vor. Scheinbare, denn die Dächer, meistens sogenannte Grabendächer, welche aus mehreren parallelen Giebeln bestehen, die senkrecht gegen die Straße gerichtet sind, sind unsichtbar gemacht durch eine Erhöhung der Hausmauer, welche sie maskiert. So scheinen die Häuser mit flachen Dächern versehen, und um ein Stockwerk höher zu sein, als sie wirklich sind. Die Enge der Straßen wird bewirkt durch den spärlichen Raum, auf welchen die alte Stadt zusammengedrängt war. Die vielen freien Plätze umgeben die überaus zahlreichen und ausgedehnten Paläste, Klöster und Kirchen, welche in ihrem anspruchsvollen Reichthum nicht selten auf menschenarme Straßen herabsehen. Aber überall, auf Straße und Platz, über schnörkelige Giebel und alterthümliche Kirchthürme, leuchtet und lacht das frische Grün der umrahmenden Hügel, drohen die grauen Felswände, welche es tragen.

In dieser Verbindung einer reichen, hier und da phantastischen Architektur mit der üppigsten, lachendsten Vegetation und den romantischen Winkeln und Unregelmäßigkeiten alten Gemäuers und verwitterten Felsens liegt der eigenthümliche, unvergleichliche, von keinem anderen Ort erreichte Reiz, den Salzburg auf jeden Beschauer ausübt.

Wechseln wir ein wenig unseren Standpunkt, so daſs wir auch gegen West und Nord freie Aussicht bekommen, so bemerken wir, daſs wir nur einen Theil der Stadt dort am linken Ufer bisher wahrgenommen haben, freilich den schöneren, charakteristischen Theil. Denn hier am rechten Ufer zieht um den Fuß unseres Berges auch ein Stadttheil. Zunächst wieder die engen Straßen, die Rückseite der Häuser ganz an den Fels geklebt, aber bald darüber hinaus neue Häuserfronten, Parks, auch noch viele unbebaute Plätze, endlich ein langgedehnter Bahnhof — wir sehen das neue Salzburg vor uns. Vier Brücken verbinden beide Ufer. Ist es auch in jenen neuen Häusern mit ihrer freien Lage bequemer wohnen, als in den engen, düsteren und hohen Gebäuden der Altstadt, dankt auch der Salzburger mit gerührtem Herzen der kaiserlichen Huld, welche 1866 die alten Befestigungen den Bürgern schenkte, um dort einen neuen, ge-

ſünderen, modernen Stadttheil anzulegen, ſo wird doch der Fremde und der Kunſtfreund jenen ehrwürdigen Bauten des linken Ufers zueilen, an



Kaiſer Franz Joſef I.

welchen ihn der Reiz der Schönheit ebenſo feſſelt, als die Erinnerungen einer ereignisreichen Vergangenheit.

Dies gilt von keinem Punkte mehr, als von der Feste Hohensalzburg. Ihr wenden wir uns zu.

Die verschiedenen Bauten, welche eng gedrängt den schmalen Gipfel des Burghügels bedecken und sich von ihm, besonders gegen Osten, hinabziehen, stammen durchaus nicht aus derselben Zeit, vielmehr liegt zwischen der Erbauung der ältesten und der jüngsten ein Zeitraum von vielleicht 700 Jahren, so dass die hohe Festung selbst eine Art Chronik des Erzstiftes und seiner Regenten darstellt. Ja ohne Zweifel geht die Geschichte der Burg noch weit hinter die ältesten erhaltenen Baureste zurück, denn gewiss war schon zu Zeiten des hl. Rupert ein befestigter herzoglicher Hof daselbst, wie die Bezeichnung die „Salzburg" andeutet, welche damals den römischen Namen Juvavum verdrängte. Doch hören wir erst in den unruhigen Zeiten, als der Kampf zwischen kaiserlicher und päpstlicher Partei unsere Gaue erfüllte, von neuen Bauten. Aus dieser Zeit mag auch der älteste Theil stammen. Derselbe befindet sich jetzt im Herzen der ganzen Anlage — halb verfallene Thürme und Tracte, welche von unten nicht sichtbar sind. Damals zog sich am äußeren Rande der Gipfelfläche wohl nur eine Umfassungsmauer, welche mit Thürmen besetzt war, herum. An sie wurden dann nach innen zu immer mehr Gebäude angebaut, bis sie den ganzen Kreis umschlossen. Ihre Hauptmasse stammt wieder aus den kriegerischen Zeiten am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, als das Erzstift nicht nur in die Kämpfe zwischen Kaiser Friedrich III. und Mathias Corvinus, König von Ungarn, hineingezogen war, sondern auch innere Fehden, dann Aufstände der Unterthanen die Ruhe störten, und die Landesherren nur hinter den unbezwinglichen Mauern ihres Schlosses Sicherheit zu finden glaubten. Aus diesen Zeiten stammen auch fast alle jene Bastionen und Vorbauten, welche sich an der Seite des Zufahrtsweges nach Osten zu bis auf die Bergstufe hinabziehen, auf welcher das Kloster Nonnberg Platz gefunden hat. Eine dritte Reihe von Baulichkeiten endlich spricht abermals von drohender Kriegsnoth — es sind mächtige Werke, welche besonders gegen Westen weit den Bergabhang hinabgreifen und mit ihren kolossalen Quadermauern jede Annäherung an die eigentlichen Schlossgebäude unmöglich machen sollten: sie stammen aus jenen Tagen des dreißigjährigen Krieges, als die Fürsten des katholischen Süddeutschland mit ihren Schätzen vor den plündernden Regimentern der Schweden hier Zuflucht suchten und auch fanden. So durchschreitet der Wanderer, wenn er den steilen Burgweg hinaufsteigt, gewissermaßen alle Zeitalter der salzburgischen Geschichte gerade in ihren bewegtesten Episoden.

Am lebhaftesten wird er sich durch den Charakter der vorherrschenden Bauwerke in die ereignisreichen und wechselvollen Tage versetzt sehen, als

hier die Erzbischöfe Leonhard v. Keutschach (1495—1519) und sein Nachfolger Matthäus Lang v. Wellenburg (1519—40) residierten und von sicherer Höhe die übelgesinnten Bürger und Bauern im Zaume hielten. An überaus vielen Stellen erblicken wir das Rübenwappen des ersteren. Er war ein strenger Herr, der schon in seinem früheren Lebenslauf sich als trefflicher Haushalter bewährt hatte. Auch als Erzbischof zahlte er unausgesetzt Schulden früherer Zeiten, kaufte und vertauschte Herrschaften, machte allenthalben Ordnung in der vernachlässigten Wirtschaft. Doch wachte er streng über seine fürstliche Stellung. Als die Bürger von Salzburg Gelüste zeigten, sich größere Rechte anzumaßen, da bemächtigte er sich mit List ihrer Häupter, 20 an der Zahl, indem er sie zu Gaste lud, und dann nach einer harten Strafpredigt in ihrer leichten Festgewandung, gebunden auf Schlitten werfen und im harten Winter nach einem festen Schlosse in den Bergen abführen ließ. Sie wären alle enthauptet worden, hätten nicht einflussreiche Männer, geistliche und weltliche Fürsten, Fürbitte eingelegt. Auch so starben mehrere an Schreck und Leiden. Treten wir in den großen Schlosshof, so sehen wir jetzt noch, gegenüber der uralten Burglinde, welche vielleicht schon jene Tage mitgemacht, sein lebensgroßes Bild in erhobener Arbeit aus rothem Marmor; in vollem Ornat zwischen zwei Leviten, ein würdevoller alter Herr mit tiefgefaltetem Antlitz, steht er da.

In seinen letzten Lebensjahren residierte er, den Bürgern misstrauend und abgeneigt der glanzvollen weltlichen Richtung, welche in jenen Tagen der Kunstblüte und einer allgemeinen lebhaften Bewegung auch unter dem salzburgischen Clerus um sich griff, nur mehr auf dem Schlosse, wo die frische Luft ihm zusagte. Doch war er Fürst genug, um seine Wohnräume mit fürstlichem Luxus, wie ihn die Zeit darbot, auszuschmücken. Reiche spätgothische Schnitzereien in buntestem Rankenwerk bedecken die Wände, und noch heute betrachtet der Fremde mit Staunen die eigenartige Bildung, welche leider eine Restaurierung aus neuerer Zeit ihres Farbenreizes entkleidet hat; es sind die sogenannten Fürstenzimmer.

An Matthäus Lang erinnern, wie erwähnt, die mehrfachen Bollwerke, welche den Zugang von der am wenigsten steilen Ostseite decken. Besonders eine weit gegen die Stadt vortretende runde Bastion, welche den bezeichnenden Namen Bürgermeister — der die Bürger meistert — trägt. Denn auch Matthäus hatte kaum den Stab des hl. Rupert ergriffen, als die letzteren sich wieder regten. Doch er wusste sie ebenfalls zu zwingen. Mit zwei Fähnlein Landsknechten lagerte er sich in der Nähe der Stadt, so dass die ungerüstete Bürgerschaft sich unterwerfen musste. Auf einem weißen Hengst, mit vergoldetem Harnisch, darüber ein carmoisinrothes

Atlasröcklein, einen eben solchen Hut auf dem Haupte, den Feldherrnstab in die Hüfte gestützt, ritt er mitten unter seinen Knechten auf den Marktplatz, wo die Bürgerschaft ihren Fußfall that, wie der Chronist erzählt. Denn er war in seiner Jugend ein großer Kriegsmann gewesen und hatte im Kriege des Kaisers Maximilian gegen die Venetianer den Oberbefehl geführt. In diesen Jahren baute er den Bürgermeister.

Aber noch ernstere Tage sollte er erleben. Als in Schwaben und am Rheine der große Bauernkrieg ausbrach, da erhoben sich auch im Lande Salzburg Bauern und Bergknappen und forderten Erleichterung der Unterthanenschaft und „evangelische Freiheit". Es waren ja die Zeiten Luthers. Als die Bauern heranzogen, eine übelgekleidete, schlechtgerüstete Rotte, da öffneten ihnen die Bürger sofort ein Thor. Der fürstliche Palast in der Stadt wurde geplündert, die Bauernweiber hiengen ihre Wäsche zum Trocknen bei den Fenstern heraus, und nur mit Mühe retteten sich des Erzbischofs Getreue in die Burg. Diese wurde jetzt vierzehn Wochen belagert. Niemand durfte sich in den Straßen der Stadt blicken lassen, denn unaufhörlich knallten die Feldschlangen und das schwere Geschütz vom Schloss auf alles, was sich zeigte. Dagegen konnte weder eine hölzerne Kanone, welche noch heute erhalten ist, noch eine Mine, welche die Knappen in den Kalkfels zu schlagen versuchten, gegen das „tapfer-streitbare, feste Haus" etwas ausrichten. Doch wäre wohl der Hunger den Eingeschlossenen gefährlich geworden, wenn nicht der Herzog von Baiern Entsatz gebracht hätte. Ein Vertrag wurde aufgerichtet, aber nicht gehalten, und erst das nächste Jahr gelang es, unter schwerem Blutvergießen des Aufstandes völlig Herr zu werden.

Die Macht des Landesherrn war ebenso gestiegen, wie der Ruhm der uneinnehmbaren Feste.

Es war der letzte Feind, dem Hohensalzburg Widerstand geleistet hat. Denn die Schweden kamen nicht bis hierher. Als aber auf dem Walserfelde die französischen Kanonen donnerten, da dachte niemand daran, die noch immer stattlichen Wehren zu vertheidigen. Ohne Schwertstreich fiel die Unbezwungene, und die seit Jahrhunderten aufgehäuften Mengen von Kriegsmaterial, Waffen und Vorräthen wurden zu Gunsten der feindlichen Kriegskasse versteigert. Als vollends die modernen Fortschritte der Kriegskunst alles alte Mauerwerk widerstandsunfähig machten, da verlor Hohensalzburg den Rang der Festung und ist jetzt ein Haus des Friedens geworden, denn die vaterländischen Krieger, welche es bewohnen, vertheidigen das Reich nicht mehr hinter den baufälligen Mauern der Vorzeit. Aber mit Bewegung betrachtet der Wanderer die prunkhaften Wappenschilder so vieler mächtiger Kirchenfürsten, welche hier Haus an Haus, Wehr an Wehr gefügt haben, ihr kleines Reich gegen alle Feinde zu

festigen, das ernste Gesicht Leonhards, den reichen Schmuck seiner Stuben, das Gefängnis des unglücklichen Wolf Dietrich, die einsinkenden Mauern der Konrade und Eberharde, bis er endlich aufblickt und die Vergangenheit ob einer strahlenden Gegenwart vergißt — da er die Höhe des Reckthurmes erreicht hat und sein Auge über das unvergleichliche Bild schweifen läßt, das sich zu seinen Füßen und um ihn aufrollt.

Es ist immer derselbe Anblick: vom Gaisberg, vom Kapuzinerberg, von der hohen Festung — aber wer könnte sich sattsehen an dieser grünen Flur, an diesen ernsten Bergeshäuptern, an dieser vielthürmigen Stadt? Du magst weit in der Welt herumgekommen sein, aber du wirst nicht vieles Schönere gesehen haben.

Die Wiege des Staates und der Stadt, noch heute ihr innerster Kern, das ist das altehrwürdige Stift St. Peter. Enge an die Wand des Mönchsberges gelehnt, steht eine Anzahl nicht sehr ansehnlicher Gebäude mit mehreren größeren und kleineren Höfen und Gärten, gewissermaßen bescheiden neben den stattlicheren Fronten der alten fürstlichen Paläste und Kirchen. Doch hat hier St. Rupertus sein erstes Kirchlein und die ersten Klosterzellen erbaut, und aus ihnen erwuchs das Bisthum und Erzbisthum. Noch zeigt man in der Steilwand des Mönchsberges mehrere Höhlen, welche schon zur Römerzeit dem Gottesdienste gedient haben sollen. Aber aus der mittelalterlichen Glanzzeit ist wenig erhalten. Das 17. und 18. Jahrhundert duldete die altmodisch gewordenen Bauformen nicht, denen die Gegenwart so viel Aufmerksamkeit schenkt. Die Basilika, in romanischem Stile erbaut, erlitt eine völlige Umgestaltung zum Barockstil, und nur das Portal und der Kreuzgang zeugen von der charaktervollen alten Art. Aber wenn auch die Außenseite übertüncht ist, so birgt doch das alte Haus in seinem Inneren noch treu die literarischen und künstlerischen Schätze der Vergangenheit in wertvollen Handschriften und Urkunden und Werken der kirchlichen Kunst, wie auch unter seinen ehrwürdigen Bewohnern der fromme und der Gelehrsamkeit ergebene Sinn der Söhne des heil. Benedikt mehr als vielleicht anderswo fortlebt. Auch in diesem Umkreis hat die ewig junge Natur Salzburgs eines ihrer Schaustücke ausgestellt: den Friedhof. In unregelmäßigem Viereck umziehen Säulenhallen einen unebenen Raum, in dessen Mitte eine dunkle Kapelle aus dem 15. Jahrhundert steht und in welchen hoch der grüne Schlossberg und die Felswände des Mönchsberges hereinsehen.

Allmählich aber schon in früher Zeit vollzog sich die Trennung des Bisthums vom Kloster. Sie fand ihren Ausdruck in der Erbauung eines

eigenen St. Rupertus-Münsters und einer eigenen bischöflichen Wohnung: des Domes und der Residenz.

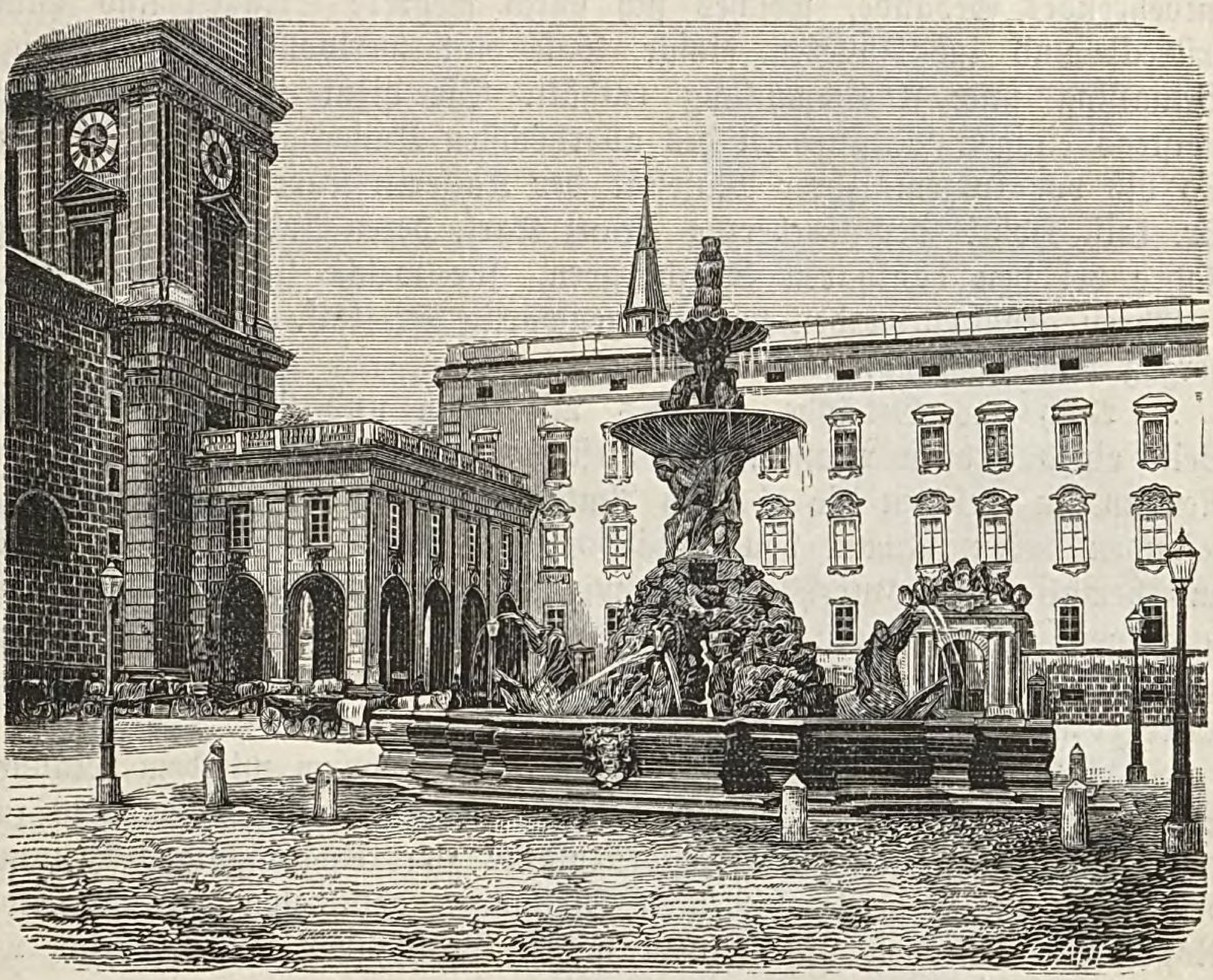
In den Jahrbüchern Salzburgs sind eine ganze Reihe von Dombränden verzeichnet. Ein dauerhafter Bau erscheint erst seit dem 12. Jahrhundert; eine romanische Kirche von großen Dimensionen, etwas schwerfällig in den Verhältnissen, mit Kuppel und vier Thürmen, was wir aus Abbildungen des 16. Jahrhunderts entnehmen können, mit zahlreichen Anbauten, Kapellen, Monumenten und Altären innen und außen, wie das fromme Mittelalter durch Stiftung und Vermächtnis solches schuf.

Am 11. December 1598 entstand abermals ein Brand und zwar im erzbischöflichen Oratorium, welcher alles Brennbare an Dachung und Thürmen verzehrte, das massive Mauerwerk aber ziemlich unbeschädigt ließ. Leicht wäre der Schaden gut zu machen gewesen, aber der baulustige Erzbischof Wolf Dietrich war nicht der Mann, sich eine solche Gelegenheit entgehen zu lassen, ein großes Werk zu unternehmen. Er war noch in jungen Jahren zur Regierung gekommen. In Italien erzogen, war er erfüllt von dem genussüchtigen, prachtliebenden, aber auch geistreichen und den Künsten leidenschaftlich ergebenen Wesen der damaligen Italiener. So erscheinen bei ihm Willkür und Leidenschaftlichkeit, und ein sehr weltlicher Lebenswandel geadelt durch dieses schöpferische Auftreten auf dem idealen Gebiete der Kunst; denn dürfen wir es wagen, einen Mann gering zu achten, der ein so lebhaftes Bedürfnis fühlt, rings um sich nur Schönes zu sehen und zu schaffen?

Fast unglaublich ist die Zahl der von ihm begonnenen Bauten, noch größer die der Niederreißungen, durch welche er Platz für erstere schaffen wollte und musste. Sein Sturz, der durch einen muthwillig heraufbeschworenen Streit mit dem später so berühmt gewordenen Kurfürsten Maximilian von Baiern veranlasst wurde, hinderte die Vollendung des meisten Begonnenen. Im Jahre 1612 dankte er, durch das Domcapitel und einen päpstlichen Legaten genöthigt, ab und beschloss sein Leben im Jahre 1617 in der Gefangenschaft auf Hohensalzburg, wenn auch nicht in jenem winzigen Kämmerlein, welches als sein Kerker gezeigt wird.

Sein größtes Werk wäre der Dom geworden, wenn man den von ihm genehmigten Plan Scamozzi's beibehalten hätte: eine Anlage, welche an Größe und Pracht, besonders der Außenseite, den jetzt stehenden Bau bei weitem übertreffen würde. Doch der Nachfolger, welchem das Aufbauen zufiel, da Wolf Dietrich eben nur mit der Demolierung des alten Gebäudes fertig geworden war, wählte einen einfacheren Plan, welcher von Santino Solari herrührt. Auch so ist unser Dom eine der stattlichsten Kirchenbauten der nachmittelalterlichen Zeit; edel und groß in den Verhältnissen, stilrein und wenigstens im Innern bis ins kleinste Detail nach einem

Plane ausgeführt. Durch eine Vorhalle betritt man das hohe und weite Hauptschiff, welches nur schwach beleuchtet ist, gerade genug, um den ungemeinen Reichthum des Deckengewölbes an Stuccatur-Ornamenten und Fresken zu zeigen. Um so mehr wird dann das Auge gefesselt von der weiten und lichterfüllten Halle, die sich unter der Kuppel befindet. Weiträumigkeit und edles Maß sind die Charakterzüge dieses Baues, der freilich auch nicht im entferntesten an das romantisch-geheimnisvolle Wesen mittelalterlicher, gothischer oder romanischer Kirchen erinnert. Die Außen-



Hofbrunnen mit der Residenz.

seite, in braunschwarzen Nagelfluh-Quadern ausgeführt, entbehret fast jedes Schmuckes, nur die Vorderseite mit den Thürmen ist reicher gegliedert und besteht aus gelblichem Marmor, der allerdings bereits sehr ergraut ist.

Mit wahrem künstlerischen Verständnis begnügten sich die fürstlichen Bauherren Salzburgs nicht, einzelne Monumente zu errichten, sondern sie suchten ganze Plätze und Straßentheile mit einander in Übereinstimmung zu setzen. Hiervon liefert besonders der Domplatz den Beweis, welcher von der im 17. Jahrhundert gänzlich umgebauten Residenz und einem

nur zu diesem Zwecke errichteten Tracte des Stiftes St. Peter eingeschlossen wird und eine völlig regelmäßige Abwechslung gleicher Häuserfronten und marmorner Säulengänge zeigt. Die Mitte ziert eine sehr barocke, aber genial erfundene Marienstatue von Hagenauer aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Die Residenz bestand im Mittelalter aus einer Anzahl aneinandergefügter Einzelbauten, in welche ebenfalls zuerst Wolf Dietrich Bresche legte. Jetzt ist sie ein weitläufiges, etwas nüchternes, aber nicht der Würde entbehrendes Gebäude, welches sich durch mehrere Straßen und Plätze erstreckt und im Inneren einige Säle mit wertvoller und prächtiger Bemalung und Ausschmückung enthält. Sie dient in der Gegenwart meistens einigen Mitgliedern des allerhöchsten Kaiserhauses zur Residenz. So bis vor kurzem Ihrer Majestät der Kaiserin Karoline Augusta und Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Franz Karl, deren Andenken noch lange Jahre bei den dankbaren Salzburgern, für welche sie so viel gethan, in Ehren gehalten werden wird; gegenwärtig Sr. kais. Hoheit dem Großherzog von Toskana.

Auch das Gebäude, welches mit Dom und Residenz die dritte Seite eines großen Platzes, des Residenzplatzes, bildet, der sogenannte Neubau, in welchem die obersten Ämter des Kronlandes Salzburg Platz gefunden haben, stammt von Erzbischof Wolf Dietrich. Reich ornamentierte und bemalte Stuccatur-Plafonds, wie sie kaum anderswo in dieser Art zu finden sind, erinnern ebenso an den Kunstsinn der alten Landesfürsten, als die zahlreichen Acten des Archives, welches gerade in diesen Räumen untergebracht ist, an ihre vielseitige Regententhätigkeit.

In der Fronte dieses Gebäudes steht ein Thurm mit dem bekannten Salzburger Glockenspiel, welches dreimal im Tage einige Melodien zum besten gibt. Die Mitte des Residenzplatzes ziert ein mächtiger Brunnen, der mit seinen in heftig bewegten Stellungen gebildeten wasserspeienden Rossen und Tritonen und seinem hohen Springquell sehr vornehm und stattlich aussieht.

Wenden wir uns von diesem Platze ostwärts, so betreten wir sofort einen zweiten kleineren, welcher an einer Seite von Wolf Dietrichs Neubau, an den drei anderen von Privathäusern eingesäumt ist. In seiner Mitte erhebt sich ein schlichtes Standbild aus Bronze; ein Mann in einfacher Gewandung auf vierseitigem Marmorsockel, das ganze von fast gesuchter Einfachheit. Aber der Name, der darauf geschrieben steht, ist sich selbst Monument: Mozart.

Es stimmt recht wohl zu der reichen farbigen Landschaft, zu den Bauten im heiteren Stile des 16. und 17. Jahrhunderts, dass gerade hier der Musiker geboren wurde und aufwuchs, in dessen Schöpfungen

wir vor allem die Grazie, den feinen Schönheitssinn, die unerschöpfliche Fülle und Leichtigkeit der Gedanken bewundern. Hier in Salzburg wurde Mozart im Jahre 1756 geboren. So stark und allgewaltig war bei ihm von den ersten Lebensjahren an der Trieb zur Musik, dass er, ein Wunderkind, im fünften Lebensjahre componierte und in einem Alter ein ausgelernter Kapellmeister war, wo andere eben die musikalische Technik zu lernen anfangen.

Naturgemäßer Weise war Salzburg nicht der Boden für eine solche Größe, und wäre es nicht gewesen, selbst wenn Erzbischof Hieronymus das Genie mit anderem Maße beurtheilt hätte, als seine übrigen Diener, was allerdings nicht geschehen ist, so dass ein schweres Zerwürfnis Mozart's Abschied aus salzburgischen Diensten begleitete. Er lebte und wirkte dann zu Wien, wo er viel zu früh 1791 starb. Sein Name erklingt als der des berühmtesten Salzburgers in der ganzen civilisierten Welt.



Mozart.

Zahlreich sind noch die Kirchen und Klöster, Paläste und andere Anlagen, welche ich zu schildern hätte, wollte ich vollständig sein. Ich will mich auf das Hervorragendste beschränken.

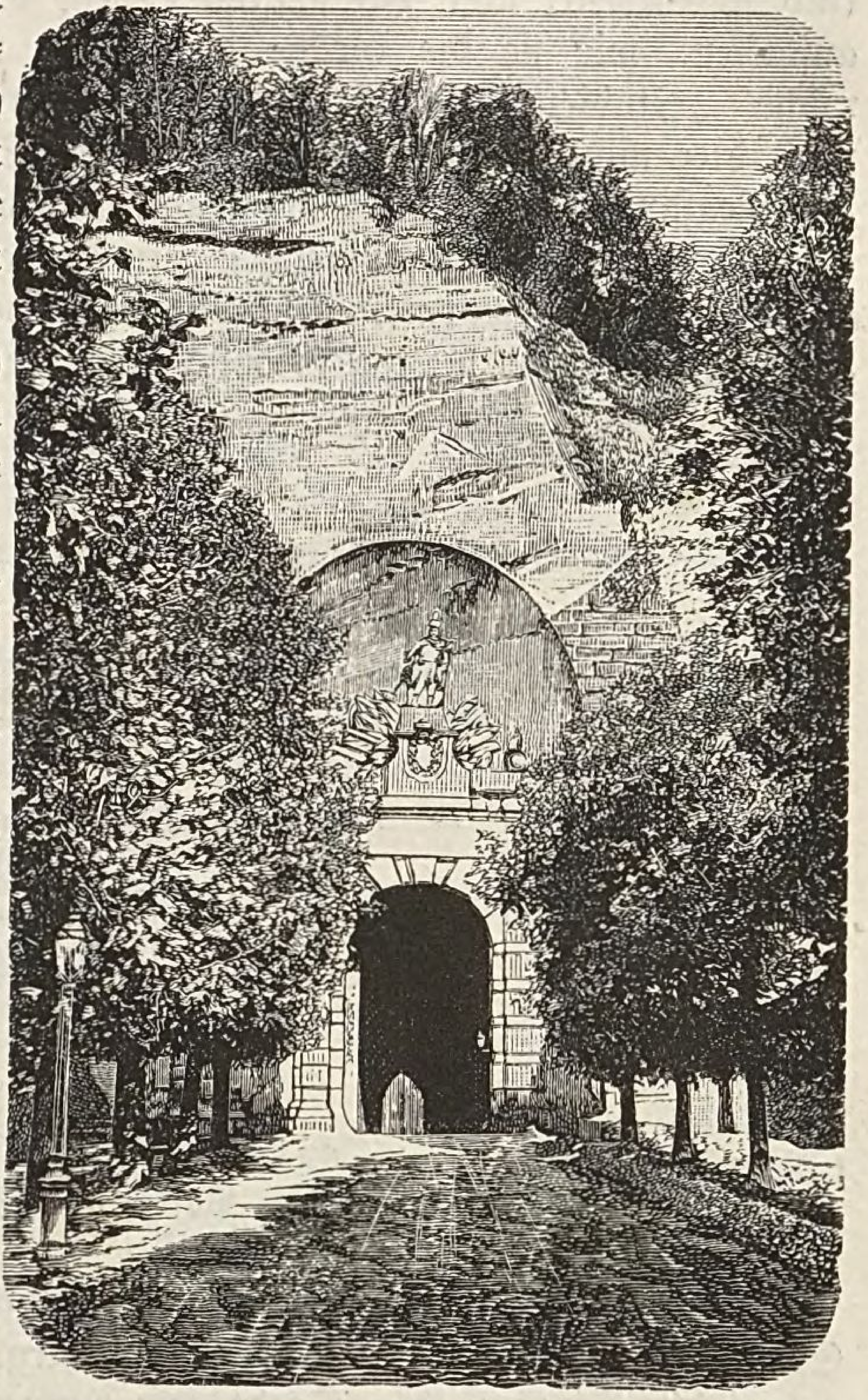
Da steht noch zwischen Residenz und St. Peter eingezwängt eine alte Kirche. Das Langschiff schwerfällig in den Formen, der Chor ungemein luftig auf übermäßig dünnen Pfeilern wie schwebend, mit einem sehr schönen romanischen Portale; der erste Theil aus dem 13., der andere aus dem 15. Jahrhundert, die Pfarr- oder Franciscanerkirche. Nicht weit davon nordwestlich ein großes schmuckloses Gebäude, die ehemalige Universität, auf einer Seite begrenzt durch eine sehr prunkvolle Kirche aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von dem berühmten Erbauer der Karlskirche in Wien, Fischer von Erlach; dem Stile der

Zeit nach mit geschweifter Vorderfront, Kuppel, niederen, statuengekrönten Thürmen, aber sehr edel in den Verhältnissen und frei von überladenem Flitter, wie er sonst wohl Bauten aus dieser Zeit erniedrigt. Dieser Gruppe benachbart der prunkvolle Marstall mit Marmorkrippen für die Pferde, mehreren Reitschulen, darunter eine, welche auf zwei Seiten von Gallerien umzogen ist, die in den Fels des Mönchsberges gehauen sind. Dann noch zwei prächtige Fontänen, hier Rossschwemmen genannt, den berühmten römischen Vorbildern nachgeahmt. Endlich ein Felstunnel durch den Mönchsberg, welcher die südliche Vorstadt Riedenburg mit der Stadt verbindet. Seinerzeit (1765) war die Herstellung eines 132 m langen und 12 m hohen Tunnels ein großes Werk, was sie vielleicht gegenwärtig nicht mehr wäre. Dafür zeigen Eingang und Ausgang eine sehr wirkungsvolle Ausschmückung architektonischer und statuarischer Kunst, worauf hinwieder bei heutigen Nutzbauten nicht gedacht zu werden pflegt.

Noch wird der Kunstfreund an vielen interessanten Werken der Kleinkunst, besonders an schönen Schlosserarbeiten bei Gittern, an zahlreichen Wappenschildern auf Gebäuden, an Grabsteinen, schönen Bogengängen in Privathäusern, an einer reichen Sammlung von antiken Funden, Waffen, Musikinstrumenten und Arbeiten aus allen Kunstzweigen im Museum geschmackvoll geordnet, sich erfreuen können, bevor er sich sagen kann, er habe Salzburgs Merkwürdigkeiten erschöpft. Er wird auch im alten Stadttheil des linken Ufers eine sehr vornehme Anlage Wolf Dietrichs, den Sebastiansfriedhof, besichtigen, mit der Grabkapelle dieses unglücklichen Fürsten, einem Unicum durch seinen Schmuck an farbigen Thonfließen und Mosaiken, mit denen das ganze Innere belegt ist. Auch die Kirche des Kapuzinerklosters auf dem gleichnamigen Berge, unserem ersten Aussichtsstandpunkt, wird seinen Besuch durch den Anblick zweier schöner gothischer Thürflügel und mehrerer tüchtiger Altarblätter lohnen. Nicht minder das uralte Kloster auf dem Nonnberge, der östlichen Stufe des Festungsberges, dessen Gründung der hl. Ehrentraut, der Schwester St. Ruperts, zugeschrieben wird. Uralte Wandbilder, wahrscheinlich aus karolingischer Zeit, in einem lichtlosen Thurmgemach beanspruchen das höchste Interesse; desgleichen ein trefflicher Flügelaltar aus spätgothischer Zeit — Ende des 15. Jahrhunderts — und eine sehr malerische Unterkirche, deren Gewölbe auf vielen schlanken Säulchen ruht.

Doch ich muss schließen. Der freundliche Leser möchte sonst fragen, ob denn neben diesen alten Kunstleistungen die Schöpfungen des modernen Salzburg ganz unberücksichtigt bleiben sollen, oder ob wohl keinerlei solche vorhanden seien? Letztere sicher nicht. Aber in ganz bezeichnender Weise lieferte das Zeitalter der Erfindungen und der Eisenbahnen mit geringen

Ausnahmen nur Nutz- und keine Kunstbauten. Erstere freilich derart, wie sie die vergangenen Jahrhunderte mit aller Mühe nicht zu Stande gebracht haben. So musste sich der wilde Bergstrom gefallen lassen, an beiden Ufern in einer Länge von fast 4000 m mit soliden Quaderquais eingedämmt zu werden. Eine eiserne Brücke auf zwei steinernen Pfeilern ist an die Stelle einer hässlichen und gebrechlichen Holzbrücke getreten. Nur Wolf Dietrich hat einmal den Plan zu einem Steinbau gefasst, aber er wurde wie so vieles unter seinem Nachfolger wieder aufgegeben. An den Quais erheben sich viele neue Häuser mit Gärten und eine gefällige kleine Kirche für die evangelische Gemeinde. An Stelle der niedergerissenen Befestigungen, welche Erzbischof Paris Lodron auch am linken Ufer hatte aufführen lassen, ist eine neuer Stadttheil im Entstehen, dessen Aufbau allerdings seit einigen Jahren in einen Stillstand gekommen ist, der mit dem allzu großartigen Anfang im schlimmen Gegensatze steht. Eine große Badhausanlage mit Park ist durch gute Architektur und Zweckmäßigkeit ausgezeichnet. Ein höchst splendid eingerichtetes Schulgebäude beweist, wie viel man auch hier gegenwärtig Bildungszwecken zu opfern bereit ist.



Das Neuthor.

Eine Eisenbahnbrücke in mittelalterlichem Stile erinnert an die Kunstrichtung, welche König Max II. von Baiern besonders begünstigte — sie ist nämlich ein Werk der baierischen Staatsbahn.

Die Zahl der Stadtbewohner betrug im Jahre 1870 20.336. Die Gemeinde ist eine autonome, d. h. die gewählte Gemeindevorstehung hat auch die Befugniß einer politischen Behörde. Durch die Eigenschaft der Landeshauptstadt, durch die vielen stattlichen Gebäude und endlich durch

den außerordentlich großen Fremdenbesuch (in manchem Sommer 60.000) gewinnt Salzburg einen weit großstädtischeren Charakter, als ihm seiner Einwohnerzahl nach zukäme. Die zahlreichen Villen und Schlösser dienen sowohl Angehörigen des allerhöchsten Kaiserhauses, als auch sonst vielen hochgestellten und reichen Familien zu längerem oder kürzerem Aufenthalt. Und so entbehrt auch das geistige Leben, dem nebst den zahlreichen Lehranstalten, wie sie die Größe der Stadt mit sich bringt, auch die sehr reiche „Studienbibliothek", ein Abkömmling der alten Hofbibliothek, und die nicht minder ansehnliche des Stiftes St. Peter dienen, nicht der Regsamkeit und des Schwunges, und dass auch das Bewusstsein einer alten, bedeutenden Vergangenheit, ein sehr entwickeltes provinciales Selbstgefühl und eine warme, ja begeisterte Liebe zu dem unvergleichlich schönen Heimatlande dazu beitragen, wird kein Kundiger läugnen.

---

4. Das Land außer dem Lueg.

Motto:

Wenn man hinuntersteigt von unsern Höhen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein großes, ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich zieh'n,
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen.
Das Korn wächst dort in langen schönen Auen
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.

Schiller.

(Die nächste Umgebung der Stadt. — Matsee. — Hallein. — Der Salzberg. — Das Kalkgebirge. — Eine Partie auf dasselbe. — Der Untersberg.)

Bei wenigen Städten ist die nächste Umgebung so sehr mit der Stadt selbst verwachsen, wie bei Salzburg. Seit der Mauerring gefallen, gehen die Straßen der Stadt fast unmerklich in Villen- und Gartenvorstädte über und diese in Feldfluren, welche wieder mit zahlreichen Höfen, Schlössern, Landhäusern und Ortschaften besetzt sind. Die Liebe der Einheimischen und Fremden zur schönen Gegend hat hierzu ebenso viel beigetragen, als die Baulust der Erzbischöfe und die altgermanische Gewohnheit der Bauern, ihren Hof isoliert von anderen inmitten des eigenen Besitzes zu erbauen. Alte Alleen der prächtigsten Buchen und Linden verbinden die Stadt mit den fürstlichen Landhäusern, zahlreiche Pfade dienen den netten kleinen Wägelchen, auf denen die Marktwaaren

in die Stadt gebracht werden. Die verschiedenen Stadtseiten haben allerdings verschiedenen Charakter. Gegen Osten und Süden die Salzach aufwärts ist im „Aignerthal" und an der Hellbrunner Allee die Gegend der feinen Villen, welche vorwiegend von fremden, vielfach adeligen Familien bewohnt werden. Die „Riedenburg" vor dem Neuthore ist eine Gartenvorstadt von meist älteren bürgerlichen Sommersitzen, an der Halleinerstraße herrschen Bauernhöfe vor, in Maxglan wohnt die ärmere Bevölkerung. Überall aber steht ein oder der andere von den Erzbischöfen erbaute prächtige Landsitz.

Der nächste an der Stadt ist Leopoldskron, welches der Erzbischof Leopold Anton von Firmian 1736 erbauen ließ. Ein hohes stattliches Gebäude, welches einen großen Teich beherrscht, der im Sommer als Schwimmbassin und Ruderteich benutzt wird. Es war daselbst eine bemerkenswerte Bildergallerie angesammelt, welche am Anfange unseres Jahrhunderts nach und nach zerstreut wurde. Das Schloss kam dann in den Besitz des kunstsinnigen Königs Ludwig von Baiern, der bis zu seinem Tode oft und gern dort verweilte. Jetzt ist es in Privatbesitz übergegangen.

Gegen Nordwesten, knapp an der baierischen Grenze, liegt, von einem großen Park umgeben, Kleßheim; in den Jahren 1718 bis 1738 erbaut, genießt es den Ruhm, das eleganteste und großartigste dieser Lustschlösser zu sein. Es wird gegenwärtig von Sr. kais. Hoheit dem Erzherzog Ludwig Victor bewohnt.

Berühmter und besuchter als beide ist aber Hellbrunn. Nicht weit vom linken Salzachufer führt eine mächtige mehr als eine Stunde lange Allee zu diesem schönen, von Erzbischof Marcus Sitticus 1613 in feiner Spätrenaissance erbauten Schlosse. Ein Hügel, der ähnlich dem Mönchsberg hier isoliert der Ebene entsteigt, gab einer reizenden Parkanlage Anhalt und Hintergrund. Das Parterre mit Teichen und Blumenbeeten, von den herrlichsten Baumgruppen umsäumt, macht einen sehr vornehmen Eindruck. Was aber Alt und Jung am meisten anzieht, das sind die bekannten Wasserkünste. Der „helle Brunnen" ist nämlich zur Herstellung einer Menge mechanischer Spielereien verwendet worden. Da ist ein Gemach, in welchem Vogelstimmen ertönen, wo eine Krone von einem Wasserstrahl balanciert wird, dort ein mechanisches Theater, in welchem ein paar hundert kleine Figürchen durch Wasserkraft bewegt werden, hier diese, da jene Spielerei: aber der Hauptspaß für große und kleine Kinder bleibt immer, dass der Ungewarnte plötzlich von einer Unzahl Wasserstrahlen getroffen wird, die aus der Erde, den Wänden, kurz aller Orten hervorspritzen, was besonders bei Anwesenheit von solchen, die sich zu dem Witze hergeben, zu vieler Heiterkeit Anlass bietet. Am

genannten Hügel findet sich ein Theater, welches mit geschickter Benützung natürlicher Felsbildungen in den Stein gehauen ist und welches mit seiner Felsnische als Bühne und dem allenthalben wuchernden üppigen Buschwerk und schönem Baumwuchs einen sehr malerischen Anblick gewährt. An Sonn- und Feiertagen ist Hellbrunn von Einheimischen überfüllt. Das Innere des Schlosses weist eine sehr hübsche Zimmerdecoration in Frescomalerei auf.

Aigen, am Fuße des Gaisberges, hat bei den Naturfreunden einen besonders guten Namen. Das Schloss selbst ist unbedeutend, der Park jedoch, eigentlich ein von guten Pfaden durchzogener Bergwald, reich an den schönsten Aussichten auf Stadt und Gebirge. Die Besitzung gehört gegenwärtig der fürstlichen Familie Schwarzenberg. Eine Stunde südlich davon liegt ein altes thurmartiges Schloss, Goldenstein; nördlich auf einem Bergvorsprung Neuhaus, ein mittelalterlicher Bau von schöner Anlage.

Noch wäre zu nennen Anif — an der Straße nach Hallein — ein in neuerer Zeit in etwas schwächlicher Gothik umgebautes Schloss sehr alten Ursprungs; endlich die Wallfahrtskirche Maria Plain, nördlich der Stadt, am Rande jenes Hügellandes, das sich nach Oberösterreich hin ausdehnt, mit einer ungemein schönen Aussicht auf Stadt und Gebirge. Die Kirche im reichen Barockstil 1674 erbaut, ist durch viele Votivbilder und ähnlichen Zubehör von Wallfahrtskirchen entstellt.

Noch muss zweier Eigenthümlichkeiten der salzburg'schen Ebene erwähnt werden. Einer geographischen, das sind nämlich die Moorbildungen, welche sowohl südlich gegen den Untersberg hin, als nordöstlich an der Linzerstraße auftreten. Beide Moore ruhen auf altem Flussschotter und liefern vielen Torf. Doch ist ihre Natur nicht so scharf ausgesprochen, dass sie unter den hiesigen Niederschlagsverhältnissen nicht auch an ihrer Oberfläche Getreide- und Wiesenbau duldeten. Im Leopoldskron-Moore ist erst in unserem Jahrhundert infolge einer Straßenanlage durch dasselbe eine Ortschaft entstanden.

Die zweite, geschichtliche Eigenthümlichkeit ist die, dass die nächste Umgebung Salzburgs eine Reihe romanischer Ortsnamen aufweist, wie wir sie sonst nur in Tirol zu finden gewohnt sind; letzte Spuren davon, dass die Baiern bei ihrer Einwanderung in diese Gegenden noch Reste der römischen Bevölkerung vorgefunden haben. Solche sind Morzg (Marciago), Anif (Aneva), Grödig (Cretica), Marzoll (Marciolis) und einige andere. Die lateinischen Namensformen sind uns in den alten Salzburger Urkunden erhalten.

Die Eisenbahnen haben bekanntlich den Nachtheil, dass sie den Verkehr auf gewisse Hauptpunkte und Hauptlinien vereinigen und jene Orte, welche abseits liegen, jetzt sich in doppelter Vereinsamung befinden. Mancher Ort unseres Landes hat dieses erfahren. Plätze, in denen einstens zahllose Fuhrwerke einkehrten und Tag für Tag reges Leben herrschte, sind jetzt still geworden und an ihren leerstehenden Einkehrhäusern braust der Bahnzug vorbei, ohne dass der Reisende einen Blick auf seine einstige Mittags- oder Nachtstation wirst. Nirgends ist das auffallender als an den Ortschaften, welche an der Linzerstraße liegen, Henndorf, Neumarkt, Straßwalchen. Die Poststraße gieng etwas westlicher und südlicher, als gegenwärtig die Eisenbahn und folgte dem anderen Ufer des Wallersees. In dessen Nähe, auf hügeligem Boden, liegt Henndorf, durch die Grabstätte des bekannten oberösterreichischen Volksdichters Stelzhamer ausgezeichnet, der hier die letzten Jahre seines blühenden Greisenalters verlebte. Neumarkt, in dessen Nähe das Schloss Sieghartstein sich befindet, ist ein stattlicher Markt, welcher im Frühling 1879 durch eine Feuersbrunst schwer geschädigt wurde. Straßwalchen liegt an der Abzweigung des Mattigthales, welches hier zwischen dem salzburg'schen Hügellande und dem Kobernauserwalde gegen den Inn hinabführt.

In dem Dreieck, welches von der Wienerstraße bis zur Salzach und der oberösterreichischen Grenze sich ausdehnt und welches, wie schon erwähnt, von einem Hügellande erfüllt wird, das um etwa 100 M. höher liegt als das Salzachthal, finden sich drei Seen, der Trumersee, Matsee und Grabensee, welche an einer Stelle nur durch schmale Landstreifen getrennt sind. Auf einem dieser Streifen erheben sich zwei kleine Felshügel und dieser durch Sicherheit und Schönheit der Lage ausgezeichnete Platz wurde von einer uralten Ansiedlung, dem Stifte Matsee, eingenommen, dessen Gründung bis in die Zeiten des Agilolfingischen Herzogs von Baiern, Thassilo, zurückgeführt wird. Jahrhunderte lang bestand es als ein von Passau abhängiges Collegiatstift, dessen Probst meist ein Domherr von Passau war. Die Jahrbücher, welche hier im 14. Jahrhundert geschrieben wurden, sind eine merkwürdige Quelle für die Geschichte unserer Landschaften. Das Stift besteht heute noch als ein „weltpriesterliches Collegiatstift". Die freundliche und idyllische Gegend an den Seen zieht gegenwärtig manche Freunde eines ruhigen und beruhigenden Landaufenthaltes hierher.

Jenseits des Haunsberges, von dessen Kuppe eine prächtige Aussicht auf Ebene und Gebirge winkt und der den Rand des Hügellandes gegen West bezeichnet, liegt noch ein Streifen salzburg'schen Landes an der Salzach. Hier findet sich Oberndorf, gegenüber dem jetzt baierischen Städtchen Laufen, dem Hauptsitze der Salzach-Schiffahrt, die einst

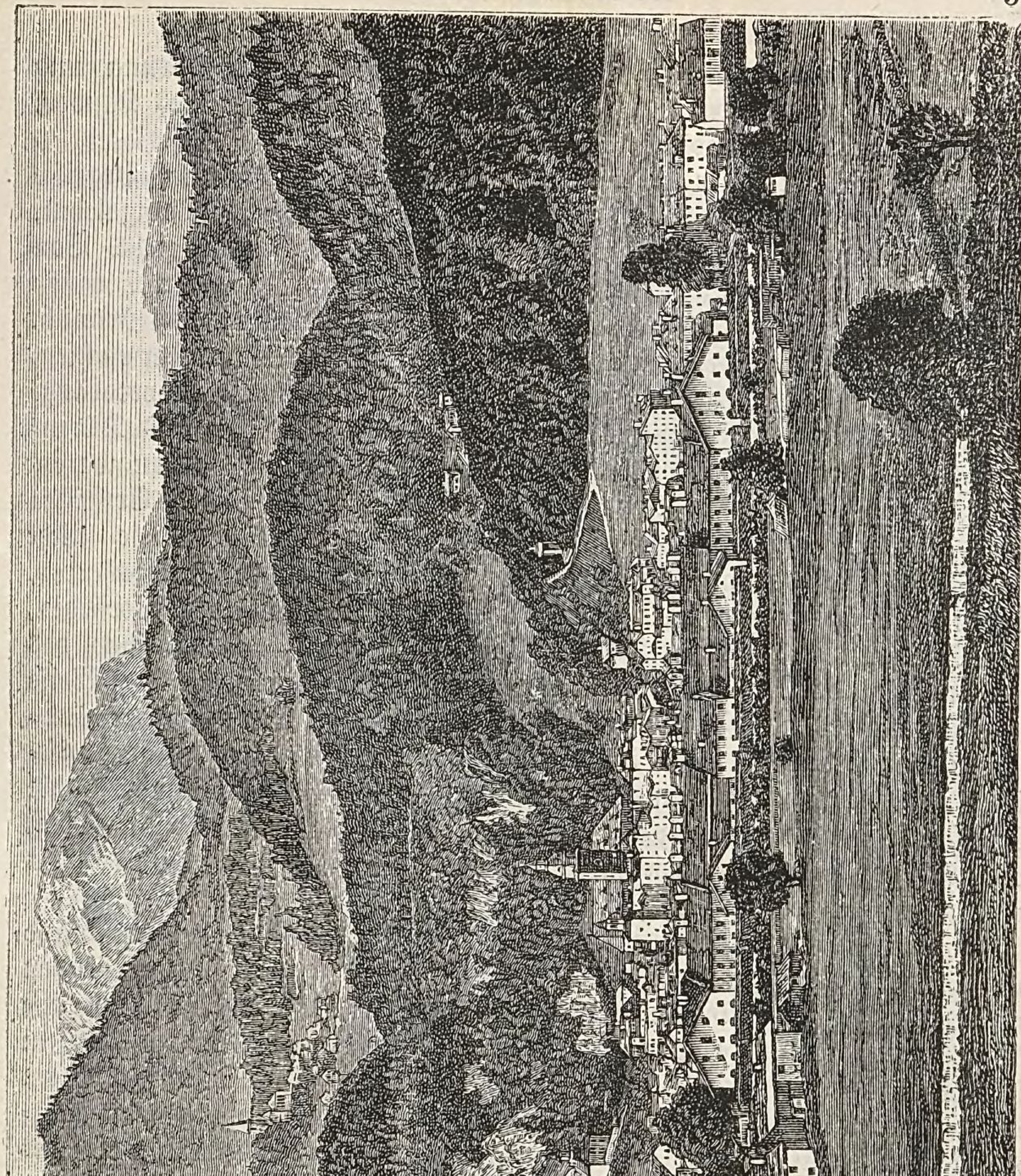
wegen des Salzexportes große Bedeutung hatte; ferner das Benedictinerstift Michelbeuern, dessen Gründung ebenfalls, aber wie es scheint mit Unrecht, in Agilolfingische Zeiten zurückgeführt wird. Es besteht, nach mancher Drangsal, noch heute, obwohl es sich nie zu jener Bedeutung und jenem Reichthum aufschwingen konnte, wie ihn andere österreichische Klöster erlangten. Herrliche Grabsteine aus dem 15. und 16. Jahrhundert erfreuen hier und in Laufen den Kunstfreund.

Von Salzburg geht auch eine etwas bergige Straße über die Wasserscheide zwischen Traun und Salzach nach Ischl. Unmittelbar nördlich vom Gaisberg das Hügelland ersteigend, führt sie am Fuschelsee vorbei hinab nach St. Gilgen am Wolfgangsee, wo sich schon das breite Thal der Ischl öffnet. Dort über den berühmten Aussichtspunkt des Schafberges führt die Grenze des ehemaligen Erzstiftes, welche hier schon in den Zeiten der Nachfolger Karls des Großen durch eine Grenzcommission, deren Protokoll uns noch erhalten ist, so festgestellt wurde, wie sie jetzt besteht. Links von jener Straße dehnt sich das salzburgische Gebiet noch bis an den oberösterreichischen Mondsee aus. Rechts befindet sich ein wenig bewohnter bergiger Landstrich, der bis an das Tennengebirge reicht und in seiner Einsamkeit noch am ehesten eine Vorstellung jener ungeheuren Forstbezirke geben kann, wie sie in den Zeiten des früheren Mittelalters an die Kirchen geschenkt wurden.

Südwestwärts führt von der Hauptstadt eine Straße nach dem baierischen Reichenhall, welche das sagenberühmte Walserfeld durchschneidet. Auf diesem Felde stand nämlich bis 1872 ein alter Birnbaum, an dessen Ästen der Kaiser Karl seinen Schild aufhängen sollte, wenn er den Untersberg verläſst. Damals hat Muthwille ihn gefällt und es ist fraglich, ob das Volk auch dem zarten Setzling, der seitdem an der alten Stelle gepflanzt wurde, die gleiche Ehre zutheilen wird.

Nach Süden führen zwei Straßen von Salzburg hinaus. Die eine begleitet den sogenannten Almcanal, eine schon aus dem 12. Jahrhundert stammende Abzweigung der Berchtesgadner „Alm“, welche über zwei Stunden weit zur Stadt geleitet, in mehreren Tunnels den Mönchsberg durchbrechend, die Stadt Salzburg mit Nutzwasser versieht und viele Mühlen und Werke treibt. Sie führt zur Landesgrenze am „hangenden Stein“ und nach Berchtesgaden, einem unvergleichlich schön in der großartigsten und lieblichsten Kalkalpenlandschaft gelegenen Markt; einst der Sitz eines fast unabhängigen kleinen Kirchenstaates, der Probstei gleichen Namens, jetzt berühmt als Ziel der Vergnügungsreisenden, als Salinenort und Mittelpunkt einer Holzschnitzer-Industrie.

Die zweite folgt der Salzach aufwärts und ist die Hauptverkehrsader des Landes; sie läuft am linken Ufer, während die Bahn



Hallein.

am rechten sich befindet. Auf ihr gelangen wir, an Hellbrunn und Anif vorüber, nach etwa drei Stunden zur zweiten Stadt des Landes, nach der berühmten Stadt Hallein.

Sie liegt an jener Stelle, wo das Salzachthal eben im Begriffe steht, sich zur Ebene zu erweitern, an eine niedrige Bergkette angelehnt, welche sich vom Hohen Göll längs der Salzach nach Norden zieht. Von oben gesehen sind die alten Häuser und das Gewirre der engen Straßen sehr malerisch, im Innern erscheint die Stadt häufig düster und ärmlich. Sie ist wahrscheinlich erst im 12. Jahrhundert zur Stadt erwachsen, als die Erzbischöfe aus dem Besitze der Reichenhaller Salzwerke verdrängt wurden und man sich bemühte, hierfür in den Salzlagern des Dürenberges Ersatz zu finden, welche bis dahin wenig benützt worden waren. Seit dieser Zeit aber war sie für die Finanzwirtschaft des Erzstiftes einer der wichtigsten Plätze. Denn die Salzerzeugung bildete nicht bloß stets eine der ansehnlichsten Einnahmsquellen der Landesherren, sondern beschäftigte auch viele Menschen mit dem Bergbau, dem Versieden, dem Schiffbau und der Verfrachtung, sowie mit der Herbeischaffung des großen Holzbedarfes. Alle diese Thätigkeitszweige waren in der Weise des Mittelalters gewissen Corporationen anvertraut. Die Zahl der Sudhäuser war bedeutend und ihre Eigenthümer waren eine Anzahl geistlicher und weltlicher Herren, bis seit Beginn des 16. Jahrhunderts die Erzbischöfe sich zu den einzigen Besitzern der Saline zu machen wussten, worauf der Betrieb immer mehr concentriert wurde, so dass er seit neuerer Zeit in einem einzigen neugebauten Werke vereinigt ist.

Das Salzbergwerk war von jeher die eigentliche Lebensgrundlage der Stadt, welche jetzt nicht ganz 4000 Einwohner zählt. Ihm müssen wir umsomehr einen Besuch machen, als derselbe nicht ohne vergnügliche Abwechslung vor sich gehen wird. Wir durchschreiten zunächst die Straßen der Stadt, erheben uns dann auf ziemlich steilem Wege unmittelbar an den letzten Häusern, bewundern ihre anmuthige Lage in dem breiten, dichtbevölkerten Flussthal und gelangen bald in eine enge Schlucht, die uns auf ein welliges Hügelland bringt, auf welchem wir links eine größere Häusergruppe mit einer stattlichen Kirche aus rothem Marmor gewahren. Das ist der Dürenberg, der Sitz des Bergwerkes. Eine Stunde nach unserem Aufbruch von Hallein haben wir dasselbe erreicht. Im Berghause ziehen wir über unsere Kleider eine Leinwandtracht an, welche uns gegen die Unreinlichkeit der unterirdischen Wanderungen schützen soll, obwohl in den luftigen und trockenen Gelassen des Salzthones solche Vorsicht fast überflüssig erscheint. Ein horizontaler Stollen nimmt uns auf. Bald sind wir in dem Gebiete des salzhaltigen Lehmes, welcher bis in unbekannte Tiefen hinab die Hauptmasse des Bergesinneren bildet. Nachdem wir die

schönen, vielfärbigen Salzstufen und Krystalle bewundert, welche ausgestellt sind, gelangen wir zu einer Rutschbahn. In ziemlich starker Neigung führen zwei glatte Balken abwärts, auf welchen man reitend, mit einer Hand sich an einem Stricke haltend, mit beliebiger Geschwindheit in den tieferen Horizont des Bergwerkes hinabfährt. Nachdem wir lange durch allerlei Gänge gewandert sind, empfängt uns plötzlich ein größerer beleuchteter Raum, dessen Grund ein Wasserspiegel erfüllt, über den uns eine Barke geräuschlos hinüberführt. Welch sonderbares Schauspiel im Inneren der Erde! Wozu dieser unterirdische See? Der Bergwerksbetrieb gibt die Erklärung. Das Salz wird hier nicht gebrochen wie die Kohlen oder Erze in anderen Bergwerken, sondern dadurch gewonnen, dass man kleine, zimmerartige Hohlräume herstellt, dieselben mit Süßwasser füllt und es diesem überläßt, aus dem Thone so viel Salz aufzulösen, als es kann. Die gesättigte Lösung wird dann als Soole hinabgeleitet in das Sudwerk — wovon später. Natürlich werden die Hohlräume durch Auflösung und Auslaugung des Thones immer größer und steigen zugleich immer mehr nach aufwärts, da an der Decke die Auflösung vor sich geht, während der unlösliche Lehm sich am Boden niederschlägt. So ist der Betrieb



Der Gollinger Wasserfall.

ungemein einfach und hat sein Hauptaugenmerk nur auf zweckmäßige Zu- und Ableitung der süßen und salzigen Wässer zu richten. Ein solches halbleeres Sinkwerk war es, das wir überfahren haben.

Sind wir endlich der Wanderung im Leibe der Erde überdrüssig, so besteigen wir einen langen Rollwagen, welcher auf Schienen läuft, wie sie alle Bergwerksstollen durchziehen. Durch Bergknappen geschoben, rollt das Gefährte pfeilschnell einen langen, durch harten Kalk gemeißelten Gang dahin. Vor uns sehen wir einen leuchtenden Punkt, der sich rasch vergrößert. Plötzlich schlägt uns das Licht des Tages und die Wärme der Außenwelt blendend und schwül ins Gesicht; erstaunt betrachtet ein Vorübergehender den seltsamen Aufzug: wir sind am Tage. Und zwar eine halbe Stunde tiefer, als wir eingefahren sind; die etwa abgelegten Kleider finden wir bereits vor, und in einer Viertelstunde sind wir wieder in Hallein.

Jetzt noch einen Blick zur Saline. In ungeheuren Pfannen, groß wie Säle, kocht die Soole und verdampft, so dass die weißen Dunstwolken unaufhörlich emporsteigen. Am Boden der Pfanne schlägt sich das Salz nieder und wird mit großen Schaufeln herausgeschöpft, dann noch getrocknet, womit der Process vollendet ist. In neuester Zeit sind mechanische Pfannen aufgestellt, bei welchen das Salz ohne Menschenhand aus der Pfanne geschafft wird. — Man begreift, dass das Kostspieligste bei der Salzgewinnung das Brennmaterial ist, welches in großen Massen verbraucht wird; früher ausschließlich Holz, das auf der Salzach und ihren Nebenbächen getriftet und oberhalb Hallein in einem gewaltigen Rechen aufgefangen wird, neuestens auch Braunkohle. Die Menge des erzeugten Salzes beträgt jährlich bis zu 15 Millionen Kilogramm.

Noch erstreckt sich das Salzachthal drei Stunden weit südlich, bis es durch gewaltige Kalkberge völlig abgeschnitten erscheint. In diesem Thalstücke liegt noch das alte Kuchl, welches schon zur Römerzeit unter dem Namen Cuculae bestand, sowie Golling, in dessen Nähe ein schöner doppelter Wasserfall unmittelbar aus einer Spalte des Göll hervorbricht. Was ihm an Wassermenge — wenigstens im Vergleiche zu den Fällen der Tauern, die wir noch kennen lernen werden — abgeht, ersetzt die ungemein malerische Art, wie die zerstäubenden Fluten an einer bemoosten Felswand hinabgleiten. Dass das Gewässer ein Abfluss des Königssees sei, wie man behauptet, erscheint durchaus undenkbar.

Das Gebirge, das durch seine großartigen Formen, sowie durch seine wechselnden Färbungen so viel zur Schönheit der Stadt Salzburg beiträgt, ist ein Theil der nördlichen Kalkalpen, welche in ziemlich gleicher

geologischer Structur vom Bodensee bis zum Wienerbecken die nördlichste Kette des großen Alpengebirges bilden. Sie bestehen selbst wieder aus verschiedenen Formationen, von denen die jüngeren nach außen, gegen die Ebene zu liegen, die älteren gegen innen, der Centralkette zu. Diese letzteren sind im allgemeinen auch höher gehoben, und außerdem aus härterem Material als die ersteren, so dass man, von Norden kommend, zuerst niedrigere und sanfter geformte Berge und weiter einwärts die hohen scharfkantigen Massen trifft, welche dann mit steilen Abstürzen nach Süden zu plötzlich abbrechen, und anderen Gesteinsarten von völlig verschiedener Erscheinungsform Platz machen.

Wenn im ganzen und großen dieselbe Ordnung auch im Salzburgischen herrscht, so erfährt sie doch nach einer Richtung eine wesentliche und für das Aussehen unserer Gegend höchst maßgebende Unterbrechung. Allerdings stehen auch hier die steilwandigen Felsmassen der älteren Formationen mächtig hingepflanzt; aber die jüngeren Bildungen, welche weiter östlich und westlich ihnen vorgelagert sind, fehlen auf eine Strecke fast gänzlich, so dass die Ebene bis an den Fuß der ersteren reicht — das ist eben die Bucht von Salzburg, und diesem Umstand verdankt sie zum guten Theil ihren malerischen Reiz.

Diesem Kalkgebirge wenden wir uns nun zu. Wenn wir im Hinblick auf die zerstörenden Wirkungen des Wassers — welches mit unvergleichlicher Emsigkeit und dem größten Erfolge seit Anbeginn damit beschäftigt ist, die Gebirge zu zerfressen, abzubröckeln, zu erniedrigen und der Ebene anzunähern — die Berge in solche eintheilen können, welche die Spuren dieser Thätigkeit in höherem Grade an sich tragen, also schon abgeschliffen, der scharfen Kanten und Wände beraubt sind, und solche, welche noch gewissermaßen frisch und mit ungebrochener Masse sich zeigen, so gehören die Kalkalpen ohne Zweifel der letzteren Gattung an. Der vornehmste Grund ist sicherlich die große Härte und Widerstandsfähigkeit des Kalkgesteines gegen die Angriffe der Luft und des Wassers. Noch stehen Felswände von nicht selten 1000 m Höhe fast senkrecht da; noch sind ganze Stöcke von vielen Stunden Umkreis mehrere 1000 m hoch über die Umgebung erhoben, und noch haben die Furchen, welche die abfließenden Wasser auch in sie gruben, noch nicht die Tiefe von Thälern erreicht, während z. B. im weichen Schiefergebirge ähnliche Stöcke sich längst in eine Anzahl von Haupt- und Nebenketten aufgelöst haben, welche durch tiefe Einschnitte getrennt sind.

Eine ganze Reihe solcher massiger Stöcke erhebt sich im Süden der Stadt Salzburg. Von Osten nach Westen gerechnet: das Tennengebirge am rechten Salzachufer, dann am linken zwischen Saale und Salzach die großen zusammenhängenden Massen des Hagengebirges, der Übergossenen

Alpe und des Steinernen Meeres, von welchen die scharfen Grate des Göll und Watzmann nach Norden ausstrahlen, während ihnen die kleineren Stöcke der Reiteralpe, des Lattengebirges und des Untersberges vorgelagert sind, an deren Fuß unmittelbar die Ebene beginnt. Endlich noch am linken Saaleufer die Gruppen der Loferer und Leoganger Steinberge.

Die Flächenausdehnung dieser Stöcke ist sehr bedeutend. Sie bedecken einen Landstreifen von 50 km Länge und 20 km Breite, wovon nur etwa die Hälfte auf Thäler und Abhänge, der Rest aber auf Hochflächen von beiläufig 2000 m Meereshöhe entfallen dürfte. Aus ihnen erheben sich dann die Gipfel, theils als Zacken im Rande, theils als selbständige Grate von 2500 bis 2900 m; die höchste, der Hochkönig, ist eine wenig vortretende Randzacke der Übergossenen Alpe mit 2939 m Höhe, die nächste der 2714 m messende Watzmann, welcher als scharfer Kamm zwischen dem Wimbachthal und dem Thal des Königsees steht.

Ein großer Theil dieser Berge gehört politisch nicht zu Salzburg, denn auf ihrer Höhe läuft die Grenze fort, so dass der eine Abhang baierisch, der andere österreichisch ist.

Versuchen wir nun, durch eine Besteigung eines dieser Kalkplateaus uns ein Bild von der so merkwürdigen Eigenart dieses wenig bekannten Gebirges zu machen. *)

Schon von der Ebene aus interessieren unsere Berge durch ihr wechselndes Farbenspiel ebenso, wie durch ihren zackigen und scharfen Umriss. Am hellen Mittag eines Sommertages erscheinen sie in einem duftigen Röthlichgrau. Gegen Abend werden die Schatten blauer, die beleuchteten Stellen röthen sich immer mehr, bis sie im schönsten Glutroth verglimmen. Letzteres ist besonders auffallend, wenn an Regentagen die untergehende Sonne unter der Wolkendecke herüberleuchtend plötzlich das tiefste Roth auf die nebelumwallten Spitzen gießt — das Alpenglühen. Wenn nach Gewittern die Luft sehr rein geworden ist, dann erscheinen die Felswände in ernstem Grau. Hat vielleicht ein sommerlicher Regen die Luft sehr abgekühlt, dann ist dieser graue Grund wie überzuckert von feinem Neuschnee, der jedes Felsgesims, jede Zacke markiert. Hat aber der erste Winterschnee sich über die Landschaft gelegt, dann erscheinen sie wie ganz aus Eis gebildet, denn auch die bewaldeten Hänge sind an schönen Wintertagen dick bereift und nur die steilsten Wände können sich durch Lawinen von der glitzernden Last freihalten. Aber sofort ändert sich das Bild, sobald der wohlbekannte Gast des Südens, der

*) Der Verfasser bindet sich hier nicht an eine bestimmte Route, doch sind alle Einzelnheiten der Wirklichkeit entnommen.

Föhn, seine lauen Fittige über das Land schlägt; in wenigen Stunden haben Bäume und Felswände sich des Schnees entledigt, und während auf weniger geneigten Flächen die schmelzende Decke um so heller weiß erglänzt, sind alle schneefreien Stellen in tiefes, tintenartiges Schwarzblau getaucht. Bis endlich der Frühling in den um den Fuß gelagerten Wäldern zahlreiche hellgrüne Oasen erschafft, die immer höher hinaufsteigen; bis auch auf den Höhen der weiße Mantel reißt und endlich, während schon im Thale das Getreide sich gelb färbt und die Pracht des Sommers auf den Fluren erglänzt, auch oben wieder das feine Röthlichgrau den Eintritt der lebendigen Jahreszeit nach achtmonatlicher Erstarrung anzeigt.

Wenn wir dieses verheißungsvolle Zeichen erblicken, dann machen wir uns auf den Weg. Zu Wagen durcheilen wir die Ebene, ausgerüstet mit sehr widerstandskräftigen Schuhen, mit dem langen Bergstock, mit Esswaren und auch Getränken. Denn nur spärlich tröpfeln die Quellen im klüftigen Gebirg, wo jeder Regentropfen in unterirdische Spalten versinkt. Über einige Vorhügel, an Bauernhäusern vorüber, betreten wir bald den Hochwald, der sich sofort vom Thale aus auf steil geneigtem Abhang emporzieht. Wir befinden uns auf einer der mächtigen Schuttböschungen, welche, jetzt mit Vegetation bedeckt, doch aus den Trümmern sich gebildet haben, die durch die Verwitterung der oberen Felswände hier am Fuße angehäuft worden sind. Lange windet sich der steile, steinige Alppfad zwischen den dichtstehenden Fichten empor. Wir merken nur an den veränderten Formen der Blumen und Sträucher, dass unsere Mühe Erfolg hat. Endlich werden die Bäume lichter, Lärchen zeigen sich an Stelle der Fichten. Das Unterholz des Waldes gewinnt eine in tieferen Regionen unbekannte Üppigkeit; es strotzt alles von Saftigkeit und Frische — wir sind in der Region, an welcher gewöhnlich die Wolken aufsitzen. Schon zeigen sich die ersten Büsche Alpenrosen und die ersten Zwergföhren. Sind wir in der günstigen Jahreszeit, etwa Ende Juni, so können wir sicher sein, hier auch das kleinste Rasenfleckchen mit dem herrlichsten Blumenschmuck bedeckt zu sehen. Zugleich sind wir aber auch schon an die Felswände gekommen, welche das eigentliche Bergmassiv bilden. Mit kunstvoller Benützung einzelner, sich besonders hoch hinaufziehender Geröllflächen, nicht selten durch Absprengung eines Felsvorsprunges, sucht der immer enger und steiler werdende Pfad sie zu überwinden. Endlich ist es gelungen, wir stehen auf dem Rande des Plateaus.

Was sich vor uns ausdehnt, entspricht allerdings nur sehr unvollkommen dem Begriff einer Fläche. Auf unebenem, mit Gras bewachsenem Terrain stehen wetterzerzauste Fichten und Lärchen einzeln oder in kleinen

Gruppen. Unter ihnen weiden die braunen Rinder, und an einer geschützten Stelle bemerken wir die grauen Balken eines hölzernen Hauses. Aber ringsum erheben sich wieder neue Berge. Runde Kuppen, aus zahlreichen kleinen Felsstufen zusammengesetzt, mit einem Dickicht von Zwergkiefern — hier Latschen genannt — bedeckt, über welche näher und ferner allerlei wild geformte kahle Felszinnen hervorsehen, häufig in wagrechten Schichten aufgebaut, von denen breite Schuttstreifen herabziehen, verkündend, dass hier ein Gebirg auf dem Gebirge sich finde, in das wir hier von der Alpe aus noch keineswegs den rechten Einblick haben. Auch der Alpenboden selbst ist bei aller Pflanzenüppigkeit doch an zahlreichen Stellen von fahlgrauen Steinrippen durchzogen, von Felsstufen unterbrochen, welche hier und da zu sogenannten Karrenfeldern zusammenfließen, schiefgeneigten Felsplatten, die von dem fließenden Gewässer mit zahlreichen, oft metertiefen Rinnen, zwischen denen scharfe Schneiden stehen blieben, gefurcht sind. Ein rauhes Land! Aber frisch und kräftig streicht der Wind der Höhe und schon überfliegt der Blick einen stattlichen Bergkranz, oder schweift weit hinaus in die dunstige Ebene, die tief zu Füßen liegt.

Kehren wir in der altersgrauen Sennhütte ein, so werden wir dort meist nur ein karges Heulager finden, denn die Alpe ist steinig und gibt nur wenig „Futter“. Aber an Gesellschaft dürfte es nicht fehlen. Am Rande der Vertiefung, in welcher das Feuer brennt, sitzend, triffst du sicher einen Jäger, denn es ist ein starker Gemsstand im Reviere und die hochadeligen Jagdherren scheuen keine Kosten, durch zahlreiches Jagdpersonale ihn vor der Ausrottung durch Wilddiebe zu schützen. Diese Jäger sind ein wetterhartes Geschlecht, häufig ehemalige Holzarbeiter oder Älpler; als die ausdauerndsten Steiger und kühnsten Kletterer oft weithin berühmt, streifen sie im Sommer Tag für Tag in dem rauhen Felsrevier umher, nur abends in einer Alpe oder einer einsamen „Diensthütte“ zukehrend, ihr karges Mahl zu bereiten; im Winter gibt die Fütterung und Beaufsichtigung der Hirsche und Rehe im Thalwald eine kaum minder anstrengende Beschäftigung. Vielleicht finden sich auch ein „Wurzengraber“ oder einige Sennerinnen aus der Nachbarschaft zusammen, und dann ertönt wohl der bekannte Gesang, der allen Älplern gemeinsam ist; am liebsten freilich dann, wenn kein städtischer Reisender die Ungezwungenheit stört.

Mit dem Morgengrauen erheben wir uns. Auf schwach kenntlichem Steige durchschreiten wir den Alpboden und sehen uns bald zwischen dem elastischen Strauchwerk der Latschen. Es ist gut, dass die Tageshelle anbricht, denn sonst straucheln wir zu oft auf den glatten Felsplatten und dem groben Geröll. Rasch bleibt die Region der Legföhren hinter uns zurück, bald umgibt uns nur mehr das nackte Gestein, dessen graue Einförmigkeit durch die feinen und buntfarbigen Pflänzchen, welche noch dort

und da aus geschützten Furchen sprießen, nicht wesentlich unterbrochen wird. Jetzt haben wir auch weiteren Überblick gewonnen. Vor und neben uns dehnt sich eine aufsteigende Fläche, welche ganz aus Felsplatten, stufenartig sich erhebenden Hügeln, eingesunkenen Trichtern und wirr durcheinanderziehenden Riffen zusammengesetzt ist. Der Fels ist so rauh, dass auch ein leichtes Anstreifen der Hand dich ritzt, und wehe, wenn du im Vorschreiten nicht sorgsam jeden Tritt berechnest; du wirst nicht in einen Abgrund stürzen, aber das Hinschlagen auf die kantigen Steine wirst du dir merken. Stundenlang kannst du so dahinwandern, endlos dehnen sich die steinernen Wellen; schon brennt die sommerliche Sonne heiß auf den weißlichen Boden, bis du endlich am Fuße einer hohen Zinne angelangt bist, die schon seit dem frühen Morgen vor dir stand, ohne dass du sie erreichen konntest. Nun geht es rasch durch steile Felskamine, über Geröll und Schuttstreifen aufwärts. Endlich bist du oben. Du hast einen der Gipfel des Südrandes des Steinernen Meeres, der Reiteralp, des Tennen- oder Hagengebirges erreicht — denn in gleicher Weise wird bei diesen allen eine solche Besteigung verlaufen.

Die Aussicht, die sich dir darbietet, ist in zwei streng geschiedene Hälften getheilt. Nach Norden zu blendet dein Auge die grelle Steinwüste, welche du durchwandert; schon tief unten liegt der grüne Anger der Alpe, die einzelnstehenden Fichten; darüber hinaus erblickst du einen üppigen Thalgrund und dann die weite Ebene, die im Dunste verschwimmt, mit Seen und dunklen Waldmassen, Flussläufen und Städten, vielleicht die bekannten Thürme und Zinnen des „fürtreflichen festen Hauses" Hohensalzburg.

Nach Süden hingegen schweift dein Blick über eine neue Welt. Senkrecht stürzen zu deinen Füßen die Wände zu Thal, an deren Rand du stehst, 500, 1000 m. tief, wo erst Schutthalde und Wald beginnt. Dann ein grünes Hügelmeer, sanftgeformte Berge, Alpenmatten, Dörfer. Aber über dem bescheidenen Mittelgrunde der beherrschende Hintergrund: — so weit das Auge reicht, von West nach Ost in ruhigen Linien hingelagert eine mächtige, ununterbrochene Bergkette, Kamm an Kamm, Spitze an Spitze, und alle höheren Theile gleichmäßig in das schimmernde Weiß gehüllt, welches dir die große Höhe kündet, in welche sie aufragen: die Hohen Tauern. Hier eine kühne Spitze — das Wiesbachhorn, dort die Nadel des Großglockners, im fernen Westen die weiten Gletscherflächen des Venedigers.

Du bist belohnt für die harte Mühe der Wanderung, auch wenn du nicht zufrieden warst mit dem Reize, den ein Gang auf so ungewöhnlichem und wildem Terrain ausübt, in unbetretenen Gebieten, die doch

kaum einige Kilometer von Eisenbahnhöfen und vielbesuchten Städten entfernt sind; wenn du noch nicht befriedigt warst, das Murmelthier, die Gemsen beobachtet zu haben, von denen du vielleicht Rudel von 20 und mehr Stück auf einem schattigen Schneefeld gelagert oder in sausendem Fluge senkrechte Felswände hinauf- oder hinabjagen gesehen hast.

Von allen den besprochenen Kalkbergen genießt keiner eines so weitverbreiteten Ruhmes, als der am meisten zur Ebene vortretende Untersberg. Seine Hochfläche stellt ein Dreieck vor, dessen Scheitel gegen Süden, dessen Basis gegen Norden gerichtet ist, wo er nur wenig Felswände, sondern einen steilen Waldabhang zeigt, an dessen Fuß fast sogleich die Ebene beginnt. Dunkel und ernst gefärbt auch an heiteren Tagen beherrscht seine breite Masse, welche auch von allen höheren Bergen der Stadt am meisten genähert ist — nämlich auf $1\frac{1}{2}$ Stunden — weithin das Landschaftsbild. Die wilden Abstürze, die Einsamkeit der Hochgebirgswüstenei sind infolge dessen den Menschen der Ebene hier näher gerückt als anderswo. Das mag wohl der Grund sein, warum sich gerade an seinen Namen eine so große Anzahl von Sagen geknüpft hat, dass er darin wohl der berühmteste Platz von Süddeutschland ist. Allerdings ist seine Unwirtlichkeit noch wesentlich gesteigert durch eine Beschaffenheit seiner Oberfläche, welche die Bildung von Höhlen, Schluchten, Gräben und Spalten in einer seltenen Weise begünstigt. Sein ganzes Plateau ist ein zusammenhängendes Gewirr von Karrenfeldern, kessel- und trichterförmigen Vertiefungen, kleineren und größeren Hügeln und Mulden, und da das alles mit einem dichten Gestrüpp von Zwergkiefern überzogen ist, so ist die Unwirtlichkeit solchen Gebietes nicht leicht zu übertreffen; die Überschreitung desselben außer in den einmal feststehenden Wegrichtungen ist fast unmöglich, oder doch unendlich mühsam, alle Einzelheiten in ihrer Gleichheit täuschend und irreführend, Verirrung bei Nebel oder für den Unkundigen auch bei hellem Wetter fast unvermeidlich — wahrlich ein Berg, für Zwergenspuk und Schabernack wie geschaffen. Wenn der erschreckte Hirte den Höhleneingang, in welchen ihn gestern ein Zwerg geführt; wenn er die eiserne Thüre, die sich ihm geöffnet, morgen nicht mehr findet — hier erscheint das nicht wunderlich. Wenn du erzählen hörst von weiten Räumen im Berge, in denen gespenstige Gestalten von Kaisern und Rittern sitzen — hier findest du wirklich kirchenweite Hallen; in ihrer Tiefe erglänzt ein Eisspiegel, aus dem dunklen Hintergrunde schimmern weiße Eissäulen und Pyramiden, an den Wänden funkeln Eisdraperien, nur fahl erleuchtet von dem matten Tagesschimmer, der durch die ferne Öffnung hereindringt; labyrinthische Gänge verzweigen sich tief im Berge; hoch an unzugänglicher Felswand gähnen dunkle Felsportale, durch welche die schwarzen Alpendohlen kreischend aus- und einfliegen.

Die berühmteste Sage des Untersberges ist die vom Kaiser, der im Berge eingeschlossen ist und wiederkehren wird.

Der Untersberg wird in neuerer Zeit, vornehmlich seinen Höhlen zuliebe, häufig besucht, besonders da gegenwärtig durch die Bergfreunde Salzburgs bequeme Pfade — so weit das die Wildheit des Gebirges gestattete — angelegt wurden, zum Theile mittelst großer Felsensprengungen. Die bedeutendste jener Höhlen ist die Kolowrathöhle, welche 1847 zum erstenmale besucht wurde, nachdem man den damals schwer zugänglichen Höhleneingang längst gekannt hatte. Es ist ein weiter Raum von 130 m. Durchmesser, an dessen oberstem Punkte, an der östlichen Höhlenwand, der Eingang liegt — eine thorähnliche Öffnung von mehreren Metern Höhe und Breite. Vom Eingang reicht ein Kegel hineingewehten Schnees bis auf den 40 Meter tiefer liegenden Höhlengrund, welcher mit Eis erfüllt ist, dessen Dicke an mehreren Stellen sehr beträchtlich sein dürfte. Wo Wasser von der Decke träufelt, dort entstehen tropfsteinähnliche Bildungen aus Eis, denen riesige Zapfen von der Decke her entsprechen; wie aber diese bald abbrechen, so ändern auch erstere häufig ihre Gestalt und Größe. Der Grund solcher Eisbildungen, welche sich noch in mehreren Höhlen des Untersberges, sowie anderer Kalkgebirge vorfinden, liegt darin, dass im Winter die kalte Luft in das Bergesinnere einströmt, und das Wasser, welches besonders zur Zeit der Schneeschmelze durch die rissige Felsdecke sickert, zum Gefrieren bringt. Die warme Luft des Sommers kann dann in die Höhle nicht eindringen, da bei allen Eishöhlen der Eingang am höchsten Punkte liegt, und so kann sich das Eis bis zum neuen Winter erhalten, wenn es auch den ganzen Sommer hindurch in Abschmelzung begriffen ist. Diese Höhle, in welcher 1864 der königl. baierische Minister Baron Lerchenfeld durch den Bruch der hinabführenden Leiter verunglückte, ist gegenwärtig auf bequemem Wege zugänglich. Sie war in den letzten Jahren der Schauplatz genauer wissenschaftlicher Beobachtungen, welche die Erscheinung der Eishöhlen einer erschöpfenden Erklärung zuzuführen geeignet sein werden.

Die Aussicht von den Gipfeln des Untersberges — dem 1801 m. hohen Geiereck, Salzburger und Berchtesgadner Thron, wird von der manches anderen Gipfel der Umgebung übertroffen. Hingegen ist die Flora von bekannter Mannigfaltigkeit und großem Reichthum. An seinem Fuße entspringt die herrliche Quelle des Fürstenbrunnens, welche, seit einigen Jahren in die Stadt geleitet, diese mit vortrefflichem Trinkwasser reichlich versorgt. Häufig finden sich am Fuße der großen Kalkgebirge solche mächtige Quellen, durch welche das Wasser, das in unzähligen unterirdischen Canälen durch den Berg gesickert ist, seinen Ausweg findet. Der Kaiserbrunnen, welcher die Hochquellenleitung der Stadt Wien speist, ist ähnlichen Ursprunges. An

die hübschen Wasserfälle, welche der „Fürstenbrunnen“ sogleich bildet, hat sich eine merkwürdige Industrie angeknüpft, indem die Wasserkraft zum Treiben höchst einfach construierter Mühlen verwendet wird, in denen kleine Marmorwürfel zu jenen Kügelchen abgerundet werden, welche als Spielzeug in aller Welt bekannt sind. Denn am Fuße des Untersberges befinden sich mehrere Marmorbrüche, in welchen ein gelblicher Stein gebrochen wird — jedoch nicht der weitverbreitete rothe Salzburger Marmor, der vielmehr von Adnet bei Hallein stammt.

Am nordwestlichen Fuße des Berges stehen die Ruinen des Schlosses Plain, welches einem Geschlechte, den Grafen von Plain, den Namen gab, das im 11. und 12. Jahrhundert hier zu Lande sehr mächtig war. Mehr gegen Osten ist noch heute das Schloss Glangg, durch lange Zeit Sitz eines erzstiftlichen Pflegegerichtes, erhalten.

---

5. Der Pongau.

So steckt auch das Gepirg überall voller Metall unt Erzt, darin man Silber, Kupfer und Eissen baut...... es hat auch einen köstlich heilsamen Brunnen so von Natur warm ist und für viel Siechtagen dienstlich.

Chronist des 16. Jahrhunderts.

(Der Pass Lueg. — Das Blühnbachthal. — Die Maximilianszelle in Bischofshofen. — Ansicht des Gebirgslandes. — Die Hohen Tauern. — Mitterberg. — Liechtensteinklamm. — Die Bauernauswanderung. — Gasteinerthal. — Wildbad. — Die Tauernübergänge.)

Hinter Golling scheint das bis dahin breite und offene Thal völlig zu Ende zu sein. Von den breiten Massen des Hagen- und Tennengebirges erstrecken sich allerlei kleine Rücken gegeneinander und verschieben sich so, dass wir glauben könnten, die Salzach käme aus irgend einem Seitenthale von links oder rechts, wenn wir uns nicht erinnern würden, dass wir von Salzburg aus gerade an der Verlängerung des Hauptthales eine tiefe Scharte im Gebirge bemerkt haben, welche dasselbe fast bis zum Grunde zu spalten schien.

Versuchen wir dem Laufe der Salzach stromaufwärts zu folgen, so kommen wir nahe außerhalb Golling zu einer Stelle, wo wir dies aufgeben müssen. Denn wir bemerken, dass sie aus einer Felsenge, die von niedrigen Vorhügeln gebildet ist, hervorbraust. Wir umgehen den unbetretbaren Platz auf der Landstraße; langsam steigen wir zwischen Wald

bergan. Nach einiger Zeit dreht sich die Straße wieder dem Flusse zu. Und jetzt stehen wir vor dem überraschendsten Schauspiel; das herrlichste Thal hat sich aufgethan. Himmelhoch stehen links und rechts die steilen Felsberge. Zwischen ihnen schäumt und braust der Fluss, tief unten, uns gerade entgegen; aber die steilen Wände sind an ihrem schrägen Fuß von dem üppigsten Laubwald bedeckt, unsere Straße senkt sich in leichter Krümmung zum Flusse hinab, um neben ihm in der grünen Wildnis sich zu verlieren, uns einladend, in diese herrliche Pforte des Hochgebirges einzutreten. Eine Kapelle und eine kleine Befestigung zieren das reizende Bild. Das ist der Pass Lueg — im Frieden eine Freude des Wanderers, im Kriege eine fast unüberwindliche Stellung, an welcher 1809 die heftigsten Angriffe der Baiern abprallten, obwohl nur geringe Mannschaft unter der Führung des tapferen Wirtes von Stegenwald ihn vertheidigte. Der Fluss wendet sich beim Austritte aus dem Pass sofort in scharfer Biegung rechtsab in jene Felsenenge, die uns früher den Weg versperrte — die sogenannten Gollinger Öfen. Bis auf wenige Meter Breite zusammengedrängt, tobt der Fluss zwischen den steilen Kalkfelsen, durch welche er sich ein mannigfach gewundenes und ausgehöhltes Bett gegraben hat.



Pass Lueg.

Folgen wir der reinlichen schattigen Straße, neben welcher der eingeengte Fluss über Felstrümmer dahineilt. Schon nach wenigen Minuten begegnen wir einer neuen Überraschung. In der steilen Thalwand zur Rechten öffnet sich eine dunkle Pforte. Die eiserne Gitterbrücke, welche sich unmittelbar an sie schließt, belehrt uns, dass wir wieder an die Bahn

gekommen sind, welche wir seit Golling verlassen hatten, und welche den ganzen Bezirk der Salzachöfen und die engste Stelle des Lueg durch einen 928 m langen Tunnel in einem Vorsprung des Hagengebirges umgangen hat.

Vereint folgen nun Bahn und Straße der allmählich sich erweiternden Felsenge, in welcher erst nach längerer Zeit einzelne kleine Wiesenflächen, endlich auch einige Gehöfte neben dem ruhigeren Fluss Platz gefunden haben. Aber gerade da starren links und rechts die höchsten und steilsten Gipfel des Hagen- und Tennengebirges in mächtigen Wänden, und große Steinblöcke und Lawinenreste zeigen an, dass solche Nachbarschaft nicht immer ungefährlich ist.

Noch mitten im Passe treffen wir das einsame Stationshaus Sulzau und 4 km weiter das stattliche Eisengewerk gleichen Namens am Ausgange eines Thales, welches sich am Ende des nun weiter zurücktretenden Hagengebirges öffnet — des Blühnbachthales. Zeigt uns das Dasein eines Eisenwerkes, dass wir uns dem Südrande des Kalkgebirges nähern (denn erst dort finden sich eisenhältige Gesteinsschichten), so kann uns das genannte Thal, welches sich zwischen dem Hagengebirge und dem Stocke der Übergossenen Alpe in das Herz des Kalkgebirges einschiebt, zum Abschiede von dieser interessanten Gebirgsformation noch einmal recht deutlich den Charakter derselben vorstellen.

Verlassen wir das Sulzauer Werk, so durchschreiten wir zuerst eine ausgedehnte „Kohlstatt“. Langhin aufgeschichtete Stöße mächtiger, zu etwa $1\frac{1}{2}$ m langen Blöcken zerschnittener Fichtenstämme bezeugen uns den Waldreichthum, welcher noch allenthalben den Fuß der Berge bedeckt. In großen halbkugeligen Haufen zusammenstellt, mit feinem Kohlengries umhüllt, dampfen und verglühen sie da zu Holzkohlen, und der scharfe Rauch, der den Meilern wirbelnd entsteigt, beizt die Augen. Rührige Köhler hantieren mit langen Stangen, das wichtige Geschäft der Verkohlung zu beaufsichtigen. Gehen wir weiter, so betreten wir einen trefflichen Hochwald. Links unten rauscht der Thalbach, auf welchem jene Holzblöcke, „Drehlinge“, herausgeschwommen. Fast zwei Stunden wandeln wir so zwischen Buchen und Fichten dahin. Endlich lichtet sich der Wald. Wir stehen am Rande einer weiten Matte. In ihrer Mitte steht ein Schloss. An den großen Verhältnissen und der luxuriösen Anlage des hochfensterigen Baues erkennen wir leicht das Werk Wolf Dietrichs. Ganz einsam steht es da, rings umschlossen vom Hochwald, in weiterem Umkreis von einem mächtigen Bergkranz. Denn schon ist der Hintergrund des circusartig geschlossenen Thales nahe vor uns.

Die obere Hälfte dieser Umrahmung besteht, wie hier überall, aus kahlen, schroffen Felswänden, die auch im Sommer mit reichlichen Schnee-

feldern gesprenkelt erscheinen, dann setzen breite Schuttflächen an, die weiter abwärts mit Legföhren, dann mit dichtem Fichtenwald bedeckt sind, der auch das Thal erfüllt. Starke Rudel Gemsen klettern in den Felswänden; aber wen das Glück begünstigt, der mag auch Hirsche auf die Waldlichtung treten sehen, oder mit dem Fernrohr beobachten, wie sie auf einem beschatteten Schneefeld Schutz vor der Mittagshitze suchen.



Feste Werfen.

Denn hier in Blühnbach herrscht die Jagd. Nur Jäger wohnen im Thale, das ohne Gasthof vom Fremdenbesuch fast unberührt bleibt. Nur im Herbst kommt Leben hierher, wann die hohen Jagdherren erscheinen. Dann beleben sich die Felswände von Treibern, die, auf halsbrecherischen Pfaden herabsteigend, das Wild in einzelne Kessel zusammendrängen, wo dann die geängstigten Thiere in Rudeln an den Ständen der Schützen vorbeijagen

müssen, bis mancher Bock das Geröll und die Latschen mit seinem Blute geröthet hat. Glücklich aber der, welcher in stiller Sommerszeit Tage der Muße auf den duftenden Matten, im kühlen Waldesschatten dieses Thales verbringen kann; die Einsamkeit des Hochwaldes, die Majestät des Gebirges genießt er an keinem zweiten Orte ungestörter und reiner.

Kehren wir zur Bahn zurück. Noch einmal scheint sich der Pass Lueg zu erneuen. Von rechts tritt ein Felshügel nahe an den Fluss, der schäumend ihn umkreist, aber sofort öffnet sich wieder die Enge, wir fahren in ein breites Thal ein und jetzt erst haben wir die Kalkalpen ganz hinter uns. Sehen wir uns um. Als lange Mauer verschließt das Tennengebirge den Blick nach Norden; auch hier verschwindet der Eingang zum Engpass. Aber auf dem erwähnten Felshügel bemerken wir ein ehrwürdiges Gebäude — feste Thürme, Zinnen, Thore: das Schloss Werfen, die Sperre des Passes, und zu seinen Füßen die freundlichen Häuserzeilen des Marktes Werfen. Zugleich mit Hohensalzburg erbaute hier Erzbischof Gebhard zu Zeiten des Investiturstreites ein festes Schloss. Auch hier finden wir dieselben Baustadien wie in Hohensalzburg; auch hier machen die Bastionen des 17. Jahrhunderts den Schluss; nur ist alles kleiner, aber auch verfallener; eine moderne Restauration suchte zu retten, was noch möglich war.

Hiermit sind wir im Pongau angelangt.

Unter der Bezeichnung Pongau versteht man das Stück des Salzachthales vom Pass Lueg einwärts bis zur Ausmündung des Dientenbaches in die Salzach sammt den Nebenthälern und dem kleinen Stück Ennsthal, welches zu Salzburg gehört, wovon noch zu sprechen sein wird. Wir sind jetzt bei Werfen in sein 20 km langes Hauptgebiet eingetreten. Ein etwa 1 km breites Thal erstreckt sich in noch unveränderter nord-südlicher Richtung, aber es ist keine Kalkgebirgsgegend mehr. Zwar überschaut die hohe Wand des Tennengebirges, welche wir seit Werfen hinter uns haben, hoch das ganze Thal — aber die Berge links und rechts zeigen andere Formen. Sanfte bewaldete Kuppen, ohne Spur eines Felsens, hoch hinauf mit Wiesen, Feldern und Bauernhöfen besetzt, könnten die Meinung erwecken, die Alpen hielten, wenn man in ihr Inneres eindringt, nicht das, was sie an Wildheit zu versprechen oder zu drohen scheinen, wenn man sie von der Ebene aus betrachtet. Denn auch die Berge, die im Süden das Bild schließen, und welche doch offenbar der Hauptkette angehören müssen, zeigen zwar etwas mächtigere Flanken, aber auch sie sind bis hinauf begrünt, und an Stelle der grauen Wände und weißlichen Schutthalden zeigt sich selbst an den Gipfeln das Grün nur allmählich in ein dunkles Braun abgetönt, und nur eine leichte Zackung der obersten Schneiden belehrt den Kundigen, dass auch sie die Höhen-

region erreichen, wo nicht mehr der Grasteppich den kahlen Fels vor Abbröcklung und Verwitterung schützt. So umfasst der von Nord nach Süd gewendete Blick ganz entgegengesetzte Charakterzüge, zwei Gebirge aus verschiedenen Erdtheilen können nicht verschiedener sein. Dazu eine dicht mit Ortschaften und einzelnen Häusern besetzte, von den schönsten Ahorngruppen und Fichtenwäldern belebte Landschaft; gewiss wird niemand läugnen wollen, dass der Pongau sich unter den Gauen Salzburgs sehen lassen kann.

Die nächste größere Ortschaft ist Bischofshofen, 8 km von Werfen entfernt. Ein stattliches Dorf mit zwei Kirchen, welche durch ihre gothische Architektur interessieren. Hier ist die Wiege des Pongaus. Nur über die Gründung sehr weniger Wohnplätze sind wir so wie über die Bischofshofens unterrichtet. Es muthet uns sonderbar an, wenn wir lesen:*) Und es geschah inzwischen (es war in den Tagen des hl. Rupert), dass zwei Männer die Salzach aufwärts zogen in die Wüste (in das leere, unbesiedelte Land), um da zu jagen und Gold zu waschen. Als sie an jenen Ort kamen, der jetzt Pongau heißt (eben das spätere Bischofshofen), blieben sie dort und arbeiteten einige Tage. Aber drei Nächte hintereinander sahen sie eine Erscheinung, nämlich zwei brennende Kerzen, und spürten einen Geruch von wunderbarer Süßigkeit. Darüber sehr erstaunt giengen sie hin und meldeten es dem Herrn Bischof Ruodbert. Dieser schickte hierauf seinen Priester Deoning mit den erwähnten Männern dahin und gab ihm ein kleines hölzernes Kreuz, das er selbst geweiht, und befahl ihm, die Sache genau zu untersuchen, ob sie sich so verhalte, wie die Männer gesagt hatten. Als sie aber dorthin kamen, sah auch dieser Priester in derselben Nacht schon die brennenden Kerzen und fühlte den süßen Geruch, und so fand er es in gleicher Weise drei Nächte hindurch. Da stellte er nach dem Befehle des heiligen Ruodbert das Kreuz auf und baute eine kleine Hütte darüber. Und er gieng zum hl. Ruodbert und berichtete ihm, dass es so sei, wie ihm erzählt worden. Darauf schickte der selige Ruodbert denselben Priester Deoning zum Herzog Theodo, dass er ihm das alles erzähle und ihn bitte, er möge ihm die Erlaubnis geben, an jenem Orte eine Kirche und Wohnungen für die Diener Gottes zu erbauen. Und der Herzog that also. Und es kam der Herr Bischof Ruodbert und fieng mit seinen Leuten an jenen Platz auszureuten und zu reinigen, und eine kleine Kirche und die übrigen Gebäude zu errichten .... Und als dieselben vollendet waren, rief er den Herzog herbei, und weihte mit seiner Erlaubnis die Kirche zu Ehren des

---

*) Breves Notitiae Salisb. III, eine Aufzeichnung aus dem 8. Jahrhundert über die Güter des Erzstifts.

hl. Maximilianus und nannte den Ort „Pongau“. Der Herzog aber schenkte dazu von seinem Forste dort drei Meilen nach allen Seiten, und der Herr Bischof Rupert sandte dahin seine Mönche und andere Priester und richtete den Gottesdienst ein, welcher Tag und Nacht gehalten werden soll zu Lob und Ehre des Herrn... ..

Von hier also gieng die Besiedlung dieses schönen und fruchtbaren Thales aus, immer weiter in die Seitenthäler und die Berghöhen hinaufdringend. Aber noch im 10. Jahrhundert heißt das ganze Gebiet des Pongaues und auch das Bergland an der Grenze des Salzkammergutes, alles Land von den Grenzen des Pinzgaues bis nach Ischl hin und herüber bis zum Gaisberg — ein Forst.

In neuester Zeit ist Bischofshofen zu größerer Bedeutung gelangt als Knotenpunkt der Eisenbahn, da hier ein Flügel abzweigt in das Ennsthal hinüber, während der andere salzachaufwärts fortführt.

Bevor wir jedoch unseren Weg die Salzach aufwärts fortsetzen, um den Hauptort des Pongaus, St. Johann, mit seinen Merkwürdigkeiten zu besuchen, wird es passend sein, uns einen Punkt zur allgemeinen Orientierung über Lauf und Gliederung der Thäler und Gebirge und Charakter der Landschaft auszuwählen, sowie uns der Gaisberg für das Land außerhalb des Passes Lueg gedient hat. Dazu wird sich uns am meisten der Gipfel des Hochkeil empfehlen, welchen wir von Bischofshofen in westlicher Richtung erreichen.

Sanft gewölbt und wenig hoch stehen die Berge der westlichen Thalwand vor uns. Ein sehenswerter Wasserfall deutet uns die Stelle an, wo ein Seitenthal ausmündet. Wir umgehen die Stufe, über welche er herabstürzt, und finden uns nach einiger Zeit in einem freundlichen Seitenthale mit Feldern und Häusern, dessen Ende wir aber vor uns sehen — dem Gainfeldthale. Durch Wald aufwärtssteigend erreichen wir in 3 Stunden die Höhe der Berge, welche es rückwärts umschließen. Schon öffnet sich eine weite Aussicht, aber wir streben noch etwas weiter, einer runden Kuppe, dem erwünschten Gipfel, zu, und jetzt stehen wir im Mittelpunkt folgender Ansicht.

Der Berg, auf dem wir uns befinden, ist ein Theil eines sanft geformten, vollkommen begrünten Gebirges, welches nirgends die Höhe von 2000m überschreitet, keine einzige schroffe Form, keine hervorragende Spitze, hingegen sehr deutlich alle jene Kennzeichen aufweist, welche von den Wirkungen der Auswaschung durch fließendes Wasser Zeugnis geben. Wir sehen viele mannigfach gegliederte, wie die Äste eines Baumes sich verzweigende Thäler; Wald in den tieferen, Weideland, in welchem die Heidelbeere vorherrscht, in den höheren Regionen. Wir befinden uns auf einem der östlichsten Punkte dieses Gebirges, welches nach Westen hin in

einer Breite von etwa 15 km unter fortwährender Wiederholung derselben Bergformen sich endlos fortzusetzen scheint.

Heben wir jetzt den Blick und zwar zuerst in der Richtung gegen Norden, so erschrecken uns fast, durch ihre dräuende Nähe und ihre besondere Wildheit und Höhe, die wohlbekannten Formen des Kalkgebirges. Wände von mehr als 1000 m stehen senkrecht auf den Matten unserer Berge auf, uns zunächst sogar von einer Krone blinkenden Firnes überragt. Denn uns ganz nahe erhebt sich der höchste Gipfel der Salzburger Kalk-



Bischofshofen.

alpen, der Hochkönig, zu 2939 m Höhe. Und von ihm nach rechts und links ziehen sich so weit das Auge reicht ähnlich geformte Berge, welche alle ihren steilen Südabfall und ihre höchsten Gipfel uns zukehren. Nach Osten zu, etwas weiter zurück, das Tennengebirge, das wir schon in ähnlicher Gestalt von Werfen und Bischofshofen aus gesehen; nach einer Unterbrechung die mächtige und mannigfach gestaltete Gruppe des Dachsteins; nach Westen zu der Südrand des Steinernen Meeres, an das sich die Gruppe des Birnhorns anschließt — eine gewaltige, nur von wenigen Eingängen unterbrochene Mauer, welche das Gebirgsland gegen die rauhen

Nordwinde, ebenso wie gegen alle anderen Einflüsse der Ebene scharf abzuschließen scheint.

Und nun der Süden! Hier dieselbe Kette, welche wir auf unserer Kalkalpenpartie schon bewundert; aber jetzt sind wir ihr einen Schritt näher und können genauer ihren Bau begreifen. So weit nicht nur das freie Auge reicht, sondern so weit auch das Fernglas uns entführt, nach links und rechts dehnt sie sich aus; gekennzeichnet durch die regelmäßigen dachartig zugeschärften Bergformen mit den Zacken und Hörnern im Grate, durch die braungrüne Farbe, durch die Gletscher und Schneefelder.

Es ist eine der am regelmäßigsten gebildeten Gebirgsketten des Alpengebietes. In einer Länge von fast 280 km erstreckt sie sich vom Brennerpasse in Tirol bis zum Einschnitt des Liesing- und Paltenthales in Steiermark; auf dieser ganzen langen Linie nur im östlichen Theile von 2 fahrbaren Pässen unterbrochen, während westlich hiervon kein Punkt niedriger als 2000 m sich findet. Nur die Kette der penninischen Alpen in der Schweiz zeigt bei ähnlicher Länge eine gleiche Geschlossenheit der Kammbildung. Ihr westlicher Theil wird von den Geographen „Zillerthaler-Alpen“, der mittlere, dem wir uns gegenüber befinden, „Hohe Tauern“, der östliche, niedrigste, die „Niederen Tauern“ genannt; Sammelnamen, welche erst die geographische Wissenschaft, nicht der Volksmund geschaffen hat.

Das Gebirge besteht seiner Hauptmasse nach aus Gesteinen, welche die Geologen für die ältesten unter den vielfachen Materialien ansehen, welche die Alpen bilden, nämlich: aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer. Letzterer, ein ziemlich weiches, leicht verwitterndes Gestein, herrscht vor.

Wenn wir auf der Karte, oder auf einem Relief, oder auch von einem günstigen Aussichtspunkt, wie der unserige, das Gebirge betrachten, so fällt nichts so in die Augen als die besondere Regelmäßigkeit, welche die Gliederung desselben zeigt. Besonders auf dem Nordabhang. Nicht die neben einander hingepflanzten Massen des Kalkgebirges, auch nicht die dachartig parallel liegenden Ketten des Jura, oder die von einem Knoten ausstrahlenden Ketten mancher vulcanischer Gebirge — vielmehr eine fast geradlinig von Ost nach West verlaufende Hauptkette, an welche nach Nord und Süd ganz regelmäßig kurze, parallele Querketten angesetzt sind, zwischen welchen sich ebenfalls parallele Querthäler eingesenkt finden. So erscheint der Grundriss des Gebirges wie das Rückgrat eines Fisches, von welchem die Gräten, oder ein zweiseitiger Kamm, von welchem die Zinken nach beiden Seiten ausstrahlen. Die höchsten Punkte, Gipfel von 3000 bis 3600 m, finden sich dort, wo die Nebenketten an die Hauptketten sich anschließen, oder doch in der Nähe dieser Stellen, und zwar sowohl in der Haupt- als auch in den Neben-

ketten. Nach außen zu erniedrigen sich die letzteren allmählich, um mit Gipfeln von 2500 bis 2300 m Höhe abzuschließen. Die tiefsten Punkte der Hauptkette befinden sich in der Verlängerung der Querthäler, wo mehr oder weniger tiefe und ungleich bequem zugängliche Scharten den Übergang in ein Thal, das von der entgegengesetzten Seite heraufzieht, vermitteln.

Die Regelmäßigkeit der Gesammterscheinung des Gebirges wird auf der Nordseite noch verstärkt durch den Umstand, dass die sämmtlichen Querthäler in Längenthäler münden, welche die Hauptkette in nahezu paralleler Richtung begleiten.

Wenn wir die so beschaffene Kette der Hohen Tauern von einem ihr nördlich gegenüberliegenden Punkte, wie der Hochkeil ist, betrachten, so bietet sich uns gewöhnlich der Einblick in ein eben gegenüber sich öffnendes Querthal, in dessen Hintergrund wir die schneebedeckte Hauptkette gewahren; links und rechts hiervon sehen wir hauptsächlich nur die Nebenketten und die Öffnungen der zwischen ihnen sich befindenden Querthäler, und erst über diesen schauen die Gipfel der fernerliegenden Stücke der Hauptkette herüber. Bewegen wir uns aber etwa im Längenthale, so gewahren wir von der Hauptkette fast gar nichts, denn diese steckt tief im Hintergrunde der Querthäler, und wir sehen nur die coulissenartig auf einander folgenden Enden der Querketten.

Fassen wir nun das Gesammtbild unserer Rundschau in das Auge, so sehen wir uns inmitten dreier an Höhe und Gestalt sehr verschiedener Gebirgsmassen, welche parallel von Westen nach Osten verlaufen. Im Norden die steilen Felswände des Kalkgebirges, im Durchschnitt 2400 m hoch; dann das sanftgeformte Thonschiefergebirge, auf dem wir uns eben befinden, mit etwa 1800 m mittlerer Höhe; im Süden die gletscherbedeckten, regelmäßig gegliederten Tauern, deren Hauptkette, abgesehen von einigen Scharten, im allgemeinen nicht unter 3000 m herabgeht. An das Kalkgebirg ist unser Schiefergebirge unmittelbar angelehnt, von den Tauern scheidet es das erwähnte Längsthal.

In diesem fließt nun uns zunächst die Salzach, von Westen nach Osten, und nimmt die ganze Reihe der aus den Querthälern der Tauern kommenden Bäche auf. Sie selbst findet ihren Ausgang dann durch einen Einschnitt im Schiefer- und Kalkgebirge, den wir schon kennen gelernt haben; das Pongauer-Hauptthal mit dem Pass Lueg. Dort, wo dieses Pongauerthal an die Tauernkette stößt, da biegt die Salzach in scharfer Ecke nach Norden um, und verläßt jenes Gebirge, dem sie den größten Theil ihrer Wasserfülle verdankt.

Da aber das Längsthal selbst an jener Stelle nicht aufhört, sondern sich noch weiter östlich fortsetzt, so übernimmt, nur durch eine Wasserscheide von etwa 950 m geschieden, ein anderer Fluss die Aufgabe das

Längsthal zu entwässern, nämlich die Enns, welche erst nach einem Laufe von 120 km, ebenfalls nach Norden durch das Kalkgebirge brechend, das System der Salzach mit bemerkenswerter Ähnlichkeit wiederholt.

Von unserem Standpunkte aus können wir das alles genau beobachten. Das scharfe Knie der Salzach, den Durchbruch durch unser Gebirg und den Kalk, die Wasserscheide, die Fortsetzung des Längsthales nach Osten. Verlassen wir denselben aber und gehen wir um 20 km weiter westlich, auf einen anderen Punkt unseres Schiefergebirges, so bemerken wir, daſs auch dort eine Unterbrechung desselben, ähnlich der des Pongaues, sich vorfindet; schon dort hätte die Salzach gewissermaßen Gelegenheit gehabt, nach Norden abzubiegen; sie verschmäht aber den weiten bequemen Weg, um noch einen Tagmarsch länger ihren westöstlichen Lauf beizubehalten. Die erwähnte Unterbrechung des Schiefergebirges — an landschaftlichem Charakter dem Pongau sehr ähnlich, nur weiter, ist der „Mitterpinzgau“, das Thalbecken von Zell und Saalfelden, geziert durch den Spiegel des Zellersees, durchflossen von der Saale, welche in den Pinzgauer Hohlwegen, einem zweiten Paſs Lueg, das Kalkgebirge durchbricht und die Ebene gewinnt.

Jenseits dieser Einsenkung setzt sich das Schiefergebirge mit zunehmender Höhe nach Westen fort, um in einer Art Gebirgsknoten, der die Quelle der Salzach trägt, mit den Tauern in Verbindung zu treten — welcher merkwürdige Punkt die westlichste Grenze des Landes Salzburg bezeichnet. Jenseits desselben beginnt dann eine andere Gebirgsgliederung, die aber nicht mehr in den Bereich unserer Beobachtung fällt.

Wollen wir von unseren Aussichtspunkten am Schiefergebirge nach dem Hauptthale zurückkehren, so stehen uns mehrere Wege offen. Nahe dem Hochkeil, unmittelbar an den Wänden des „Hochkönig“, sehen wir eine Gruppe von Gebäuden, halb Alpenhütten, halb Fabriksanlagen. Es ist das Kupferbergwerk am Mitterberg. Von hier besteigt man in 5 Stunden den erwähnten Gipfel, einen wegen seiner Rundschau berühmten Punkt, auf welchem seit einigen Jahren eine kleine Schutzhütte sich befindet. Man erblickt jene Gliederung von Berg und Thal, welche wir oben beschrieben, und dazu noch die Hochflächen des Kalkgebirges, welche man ja an Höhe etwas überragt. Ein Firnfeld von 2 Stunden Länge und einer Stunde Breite dehnt sich oben aus; neben den Gletschern des Dachsteins eine der größeren Ansammlungen ewigen Schnees in den Kalkalpen. Der Name „Übergossene Alpe“ beweist, daſs auch hier die Sage sich findet, die so viele, besonders isolierte Alpengletscher begleitet, daſs hier einst fruchtbarer Alpenboden sich befunden habe, der zur Bestrafung des Übermutes und der Gottlosigkeit der Sennen in starrende Eiswüste verwandelt worden sei.

Das Kupferbergwerk am Mitterberge ist erst seit etwa 40 Jahren in Betrieb und doch uralt. Seine Entdeckung hängt nämlich in fast wunderbarer Weise mit einem Betriebe in vorgeschichtlicher Zeit zusammen, dessen Spuren eben zu seiner Wiederaufschließung führten. Es war im Jahre 1829, dass ein Bauer, welcher nach seinen hoch im Mühlbachthale gelegenen Hof vom Markte zurückkehrte, vom Wagen herab einen Brotlaib verlor. Man suchte ihn in der Tiefe des Thales und fand schwere, glänzende Erze; zwar war es nicht Gold, wie man anfangs gehofft, aber doch Kupfer und Eisen. Lange suchte man nach den Erzgängen, ohne sie zu finden. Schon wandte sich der von Tirol herbeigerufene Bergmeister zum Heimwege, als er, von der Höhe der Dientner Alpe den letzten Scheideblick auf die Gegend des Hochkeil werfend, an den Formen des Bodens und der Abwechslung des Pflanzenwuchses die Spuren alter Tagbaue und Halden, kurz des bergmännischen Betriebes zu erkennen glaubte. Er kehrte zurück, und sein Scharfblick hatte ihn nicht betrogen — dort am Mitterberge, zwischen Hochkeil und den Abstürzen der Übergossenen Alpe, fanden sich nicht nur wirklich die Spuren alter Gruben, sondern auch die gesuchten Erze. Jede Tradition, jede Überlieferung von diesem einstigen Bergwerke fehlt ganz und gar — sie würde in jene dunklen Zeiten zurückführen, wo man noch mit Steinwerkzeugen und Feuer den harten Fels bearbeitete. Jetzt ist das Kupferwerk Mühlbach eine Nahrungsquelle für die ganze Umgebung geworden; unter rationeller Leitung stehend, liefert es einen jährlichen Ertrag von circa 2000 Meter-Centner Kupfer. Leider wurde die Hüttenanlage, welche sich im Dorfe Mühlbach befindet, sowie die Straße, welche von da durch das Mühlbachthal nach Bischofshofen führt, durch einen Wolkenbruch am 31. August 1879 fast vollkommen zerstört, doch es ist der Energie der Betheiligten mit Hilfe der Regierung gelungen, diese für den Wohlstand des Pongaus so wichtige Anlage zu erhalten.

Wieder nach Bischofshofen zurückgekehrt, können wir noch den gänzlich verfallenen Ruinen mittelalterlicher Schlösser unsere Aufmerksamkeit schenken, welche dem Geschlechte der Pongauer gehörten, das im 12. und 13. Jahrhundert unter den Vasallen des Erzstiftes eine bedeutende Rolle spielte.

Besteigen wir dann wieder den Bahnzug, so gelangen wir in 20 Minuten nach dem Markte St. Johann, dem Sitze der Pongauischen Bezirkshauptmannschaft, welches, auf hoher Thalterrasse am rechten Flussufer gelegen, gerade auf jenes Knie der Salzach herabblickt, von dem wir früher gehört, und so beide Thaläste beherrscht, den westlichen, wo die Salzach herkommt, und den nördlichen, wo sie dem Pass Lueg zueilt. St. Johann ist eine ganz stattliche Ortschaft von mehr als 1000 Einwohnern mit

einer neuerbauten, zweithürmigen, gothischen Kirche und einer stadtartig gebauten Hauptstraße.

Die größte Sehenswürdigkeit St. Johanns ist ohne Zweifel die Liechtensteinklamm. Bei St. Johann münden nämlich zwei jener parallelen Tauern-Querthäler, wie wir sie oben beschrieben haben, das Klein- und Großarlthal, welche wie alle ihres Gleichen die unläugbaren Spuren tragen, dass sie durch die Wirkungen des fließenden Wassers aus dem Leib des Gebirges herausgeschnitten worden sind. Besonders der Ausgang des Großarlthales, eben die genannte Liechtensteinklamm, beweist dies auf ganz schlagende Weise. Ich bemerke, dass man im baierisch-österreichischen Dialekt unter Klamm eine Felsenge versteht, durch welche ein Bach oder Fluss hindurchströmt.

Der Boden des Großarlthales liegt bei dessen Ausgang noch um 220 m höher als der des Salzachthales. Der Bach musste also dort über eine Stufe herabstürzen. Da aber das Gestein dieser Stufe den Auswaschungen des Baches kein sehr starkes Hindernis entgegenstellte, so konnte sich dieser immer weiter in dasselbe einsägen und der Wasserfall verlegte sich immer weiter nach rückwärts. So ist eine Felsspalte entstanden von 2500 m Länge und 200 m Tiefe, in deren Hintergrund der Bach sich mit einem Wasserfall herabstürzt. Durch die Jahrhunderte her war dieser von dem tobenden Bach erfüllte Schlund so unzugänglich, dass es nur auf einer einzigen Stelle möglich war, an den Grund desselben zu gelangen, der Wasserfall aber, dessen Brausen man nur hörte, war nie von jemandem gesehen worden. Erst 1876 hat der unserer Zeit eigene Wunsch, Naturschönheiten zu erschließen, und das wohlverstandene Interesse der Bewohner St. Johanns es dahin gebracht, durch Anlegung einer Anzahl längs der Felswände der Schlucht hingeführter Holzbrücken, Felstunnels und Felsgallerien dieses unvergleichliche Schauspiel aufzuschließen. An den engsten Stellen beträgt die Breite der Klamm nur 2 bis 3 m bei einer so bedeutenden Höhe, dass nur ein schwacher Dämmerschein auf den Grund der mit Wasserstaub erfüllten Schlucht gelangen kann. Der Glanzpunkt aber ist der Wasserfall, dem man, aus der engsten und wildesten Stelle der Schlucht auftauchend, plötzlich gegenübersteht; besonders zur Mittagsstunde, wenn die Sonnenstrahlen die stürzenden Schaummassen beleuchten und diese für die dunklen Stellen der Klamm zur einzigen Lichtquelle machen.

Wenn wir von St. Johann aus westlich, Salzach aufwärts uns wenden, so kommen wir alsbald in ein enges Thal, in welchem die Salzach in raschem Laufe dahineilt. Zur Linken haben wir jetzt die Abhänge der Tauern, zur Rechten die weit sanfteren des Thonschiefergebirges. Auf dessen letzten Stufen und Abhängen sind noch mehrere

Ortschaften angesiedelt, so der Markt St. Veit, die Schlösser Schernberg und Goldegg, welches einem sehr ansehnlichen mittelalterlichen Geschlecht, das eine Fortsetzung der Pongauer gewesen sein dürfte, den Namen gegeben hat. Es ist jetzt noch wohl erhalten.

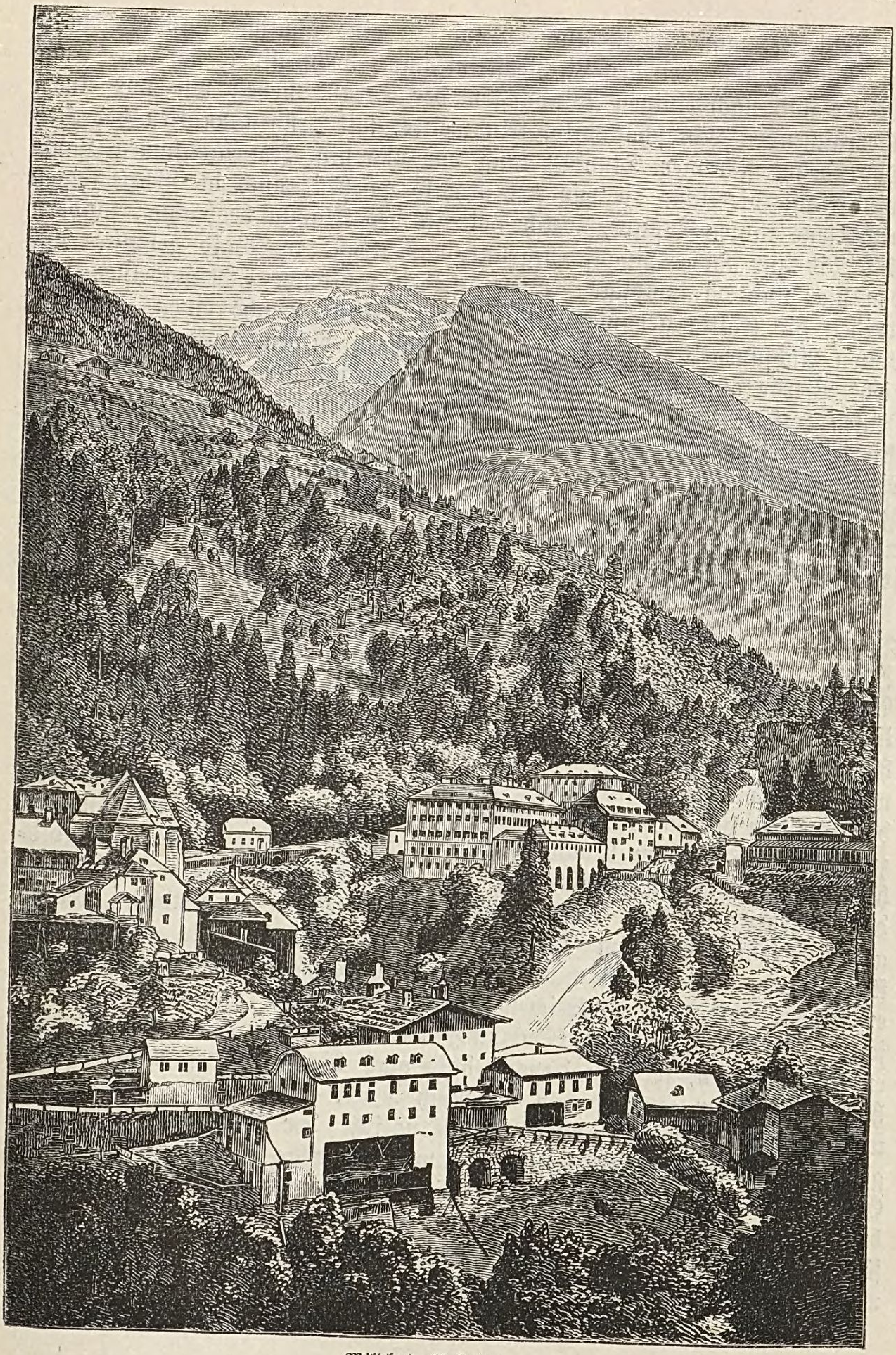
Im Salzachthal liegt die Ortschaft Schwarzach, an welche sich durch einen zufälligen Umstand die Erinnerung an eine der merkwürdigsten, aber auch bedauerlichsten Episoden der salzburgischen Geschichte knüpft. Hier nämlich haben am 5. August des Jahres 1731 die protestantisch gesinnten Bauern des Pongaus geschworen, ihrer Religion treu zu bleiben und sich den Befehlen des Erzbischofes nicht zu fügen. Seit dem Bauernaufstand von 1525 und 1526 waren die der katholischen Kirche und besonders der weltlichen Herrschaft der Geistlichkeit abgeneigten Meinungen und Richtungen unter den Bewohnern des salzburgischen Gebirges nicht ausgestorben. Es ist sehr schwer zu entscheiden, in welchem Grade die Hinneigung zum Lutherthum mit der Unzufriedenheit über die schweren Steuerlasten, Bedrückungen durch geistliche und weltliche Obrigkeiten und ähnlichen Leiden vermischt waren: genug, es kam wiederholt zu schlimmen Händeln. Schon Erzbischof Marcus Sitticus hatte in den Jahren 1613 bis 1615 den Pongau durch Missionäre zu katholisieren gesucht, was auch mit Beihilfe des weltlichen Armes leidlich gelungen zu sein schien. Aber die Bekehrung war nur äußerlich, und durch das ganze folgende Jahrhundert zogen sich die Conflicte und die vergeblichen Bekehrungsversuche der Regierung hin. Endlich kam es unter der Regierung des Erzbischofs Leopold Anton Grafen von Firmian am Beginn der



Liechtensteinklamm.

Dreißiger-Jahre des 18. Jahrhunderts zum vollen Bruche. Nach langen Commissionen und Verhandlungen und militärischer Besetzung des Gaues durch kaiserliche Soldaten decretierte der Erzbischof gegen Ende 1732, dass, wer sich nicht füge, auswandern müsse. Vielleicht beiden Theilen zur schmerzlichen Überraschung war es so weit gekommen, dass im Verlauf des nächsten Jahres wirklich über 32.000 Menschen größtentheils aus dem Pongau auswanderten. Da heute der Pongau nur etwas über 27.000, der Pinzgau 29.000 und der Lungau 13.000 Einwohner zählen, so kann man die Größe des Ausfalles ermessen. Die protestantischen Stände des deutschen Reiches, welche schon anfänglich gegen die harten Maßregeln des Erzbischofs protestierten, nahmen sich auch der Ausgewanderten an, und der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen siedelte über 16.000 von ihnen in dem menschenleeren Lithauen an, dessen dürre Kieferwälder und sumpfige Heiden freilich manchem ein schlechter Tausch erschienen sein mögen für die smaragdgrünen Matten und die sonnigen Alpen auf luftiger Bergeshöhe, wo auch dem Bauer das Herz aufgeht. Diese Sache machte um so mehr Aufsehen, als sie die letzte jener großen religiös-politischen Bewegungen war, welche die zwei vorhergegangenen Jahrhunderte erfüllt hatten und damals, im Zeitalter Voltaire's und Maria Theresias, bereits andere Anschauungen die europäische Menschheit zu bewegen angefangen hatten. Für Salzburg war der Schaden groß, welchen der ungeheure Menschenverlust und besonders die Entfernung der Bergknappen hervorrief. Es mochte immerhin mit den störrigen und kirchlich abgefallenen Bauern schwer genug auszukommen gewesen sein; Erzbischof Leopold hat wenig Dank und Segen für sein Vorgehen gehabt.

Achteinhalb Kilometer hinter Schwarzach verkündet uns ein Wasserfall, welcher plötzlich zur Linken in einer tiefen Schlucht sichtbar wird, durch seine Wasserfülle, dass hier abermals ein größeres Querthal sich öffnet. Es ist das Thal von Gastein, durch die merkwürdigsten und edelsten Bodenschätze, heilkräftige Wässer und Gold, berühmt. Auch dieses Thal mündet in einer engen Klamm aus. Aber diese ist kein so unzugänglicher Spalt wie die des Großarlthales. Zwar sind hier die Felswände noch höher, auch die ganze Enge länger, aber anstatt weniger Meter beträgt die Breite des Schlundes hier mindestens das Zehnfache, auch sind die Abhänge nicht so steil, dass nicht schon vor Jahrhunderten (1534) die Anlage einer Straße möglich geworden wäre. So verlassen wir denn die kleine Ortschaft an der Mündung der Klamm, Lend, wo die jetzt verwaisten Hüttenwerke zur Verarbeitung des Goldes stehen — und steigen die treffliche Poststraße hinan. Tief zu unserer Linken braust die Gasteiner Ache, aber sicher und gefahrlos wandern wir in der Höhe. Je weiter wir jedoch vorschreiten, desto enger



Wildbad Gastein.

wird die Klamm. Schon glauben wir in eine ähnliche finstere Spalte zu tauchen wie bei der Liechtensteinklamm, doch öffnet sich die Enge wieder und nach einigen Windungen der Straße stehen wir vor einem überraschenden Landschaftsbild. Ein weites, mit grünen Matten bedecktes Thal dehnt sich vier Stunden lang vor uns hin. Im langsamen Laufe windet sich die Ache, die wir erst so wild gesehen; auch die Berge zeigen nicht jene kahlen Wände, welche wir in der Klamm beobachtet, sondern sind bis zur Höhe hinauf begrünt, am Fuße in Wald gehüllt. Auf den hier und da sumpfigen Wiesen stehen zahlreiche „Heustadeln", und weiden die kräftig gebauten Stuten und Füllen, welche einen so wertvollen Ausfuhrartikel der Salzburger Bauern bilden. Fast jeder Bauer zieht Pferde auf, und in guten Jahren beträgt der für die verkauften Füllen erzielte Betrag über eine Million Gulden. Denn die Salzburger Pferde werden nicht bloß von den reichen Bauern Oberösterreichs und Niederbaierns, sondern auch für Bräuereien und Fabriken als schwere Zugpferde in ganz Süddeutschland gerne gekauft. Die Regierung hat in neuerer Zeit für die Hebung der Zucht viel gethan, und damit auch sehr günstige Ergebnisse erzielt.

Das schöne Thal, das nur in Folge seiner höheren Lage an Ergiebigkeit des Bodens dem Flachlande nachsteht, trägt mehrere Ortschaften. Zuerst gelangen wir nach Dorf-, nach weiteren 8 Kilometern nach Hof-Gastein. Dieser alte Marktflecken mit stattlichen Häusern und Schlössern ist der Hauptort des Thales und hat eine so blühende Vergangenheit hinter sich, wie sich ihrer wenige so abgelegene Orte rühmen können. Es war dies zur Zeit, als der Bergsegen an Gold im 16. Jahrhunderte die Familien der hier lebenden Gewerke, der Weitmoser, Zott und anderer, zu großem Reichthum brachte. Schon in römischer Zeit dürften die goldhältigen Quarzadern, welche sich im Hintergrunde des Thales hoch an den Bergen in der Nachbarschaft der Gletscher vorfinden, bekannt gewesen sein. Aber im 16. Jahrhundert erschlossen sie ihren reichsten Segen. Da wurden hier, in diesen abgelegenen Thälern Millionen erworben, und die zahlreichen stattlichen Bauten, welche gerade in jener Zeit in der Stadt Salzburg und so vielen Orten des Landes errichtet wurden, sprechen davon, dass auch die Kasse der Landesherren hiebei nicht leer ausgegangen ist. Noch heute, wo jene Tage dahin sind und sowohl durch die abnehmende Qualität der Erze als die so sehr gestiegene Höhe der Arbeitslöhne, sowie in Folge der Entwertung des Goldes durch die überseeischen ungleich reicheren Goldfunde die Rentabilität des Gasteiner Bergbaues fast gänzlich verschwunden ist, finden sich in Hofgastein Häuser mit Säulengängen aus Serpentin, ansehnliche und kunstvolle Grabsteine, und noch spricht das Gerücht von herrlichem

Geschirr italienischer Arbeit und ähnlichem Prunke, welcher erst in unseren Tagen aus Familienbesitz in den der Händler übergegangen sein soll.

Doch entbehrt auch heute noch das Thal von Gastein nicht des besonderen Himmelssegens. Tausende wohlhabender Fremder suchen alljährlich Heilung bei den heißen Quellen und vermitteln eine reiche, mit dem zunehmenden Weltverkehr stets wachsende Einnahme für das ganze Thal. Um zu den Quellen zu gelangen, müssen wir von Hofgastein noch eine Stunde thaleinwärts vordringen. Dort verändert das Thal seinen Charakter. Das weite Becken, in welchem wir uns von der Klamm ab bewegten, findet hier sein Ende. Ein Riegel festeren Gesteines sperrt es ab und die oberen Theile des Thales liegen um fast 300 m höher als der untere. Über diese hohe Stufe muss sich die Ache in Wasserfällen herabstürzen. Gerade dort, wo dies geschieht, wo der starke Bach aus einer Schlucht, die er bereits in jene Felsriegel eingesägt hat, hervorbricht und dann in breiter Cascade über braune Gneiswände in der Tiefe eines rings bewaldeten Kessels verschwindet, finden sich die Quellen und dort haben die Menschen die Ortschaft Wildbad hingebaut, auf einen Baugrund von größter Unregelmäßigkeit und Unebenheit. Ober und neben dem Wasserfall, von seinem Gischt bespritzt, von seinem Donner erschüttert stehen die Häuser mehr auf- als nebeneinander. Schon seit uralter Zeit sind die Quellen bekannt. Aus mehreren Öffnungen bricht das heiße Wasser hervor, welches eine Temperatur von 39° R. und fast keine fremden Beimischungen (3·5 pro mille) aufweist. Es wird zu warmen Bädern verwendet und besonders von Gichtleidenden und älteren Personen gerne aufgesucht. Die Unterhaltungsanstalten der großen Weltbäder sind hier nicht im Schwunge; denn die feuchte Gebirgsluft, die Rauheit der Temperatur, die bergige Lage, welche kaum einen Spaziergang auf ebenem Boden gestattet, lassen den Aufenthalt hier mehr dem Heilungsuchenden, als dem Unterhaltungslustigen wünschenswert erscheinen. Doch wurde Gastein in den letzten Jahren durchschnittlich von 5000 Personen besucht.

Vor Wildbad schon nimmt das Thal eine mehr südwestliche Richtung an und sendet gegen den Hauptkamm des Gebirges, welches hier mehr nordöstlich als östlich streicht, selbst mehrere kürzere Querthäler auf. Das erste hiervon ist das Kötschachthal, welches noch unter der Stufe des Wildbades in das Hauptthal ausmündet, dann selbst eine ähnliche Stufenbildung zeigt und in den Gletschern der Elendscharte, welche nach dem kärntnerischen Maltathal hinüberführt, sein Ende findet.

Wenn wir die Höhe des Thalriegels ersteigen, an welchem das Wildbad erbaut ist, so gewahren wir, dass oberhalb desselben abermals

ein ganz ebenes Thalstück folgt, welches sich von dem unteren durch geringere Länge und Breite unterscheidet: es ist die Terrasse von Böckstein. Nach einer Stunde erreichen wir diese Ortschaft, welche am Schluss derselben liegt. Wieder mündet hier ein Seitenthal von Südosten her, das Anlaufthal, das den prächtigen Hiekahrfall (s. S. 121) birgt und mit einem wilden Kessel abschließt, dessen Hintergrund der 3253 m hohe Ankogel bildet. Der Hiekahrfall ist der Abfluss des in einem kleinen Seitengraben des Anlaufthales liegenden Hiekahrsees, und ist ein recht lehrreiches Beispiel, wie die Abflüsse der höheren Thalstufen hier überall gezwungen sind, über harte Gneisriegel herab ihren Weg in die tieferen Stufen zu suchen.

Böckstein war der Sitz der Poch- und Waschwerke für die Goldminen, denen wir jetzt ganz nahe gekommen sind. Denn der Radhausberg, welcher sich zwischen dem Anlaufthal und der Fortsetzung des Hauptthales einschiebt, ist der Ort, wo die goldhältigen Quarze gefunden werden. In ungeheuren Mengen Quarz ist nur ganz wenig Gold in feinen, kaum sichtbaren Blättchen eingeschlossen. Daher muss das Gestein durch ein Pochwerk in feinen Brei zerstampft werden, und aus diesem wird dann das schwerere Gold durch Schlemmung und Waschung, schließlich durch Amalgamierung mit Quecksilber gewonnen. Gegenwärtig, seitdem das Bergwerk nicht mehr dem Staate gehört, sind die Werksanlagen auf die Höhe des Berges verlegt worden.

Hinter Böckstein beginnt der Anstieg zur letzten, höchsten Thalstufe. Hier ist der Riegel nicht so steil und einfach gebaut, als beim Wildbad. Fast zwei Stunden müssen wir in einem engen Thale aufwärtssteigen, um ihn zu überwinden; die Ache bildet neben uns mehrere sehenswerte Wasserfälle, so den Kessel- und Bärenfall, aber auch von den Seitenwänden hängen zahlreiche Cascaden in das Thal herab; worunter am auffallendsten der Schleierfall. Der Abfluss der in einem westlichen Seitenthale liegenden Bockkahrseen stürzt über eine senkrechte Felswand so hoch herab, dass er unten als ein kaum mehr sichtbarer Staubregen anlangt, und so den Fels wie ein Schleier umschwebt.

Endlich haben wir unser Ziel erreicht. Wir stehen auf dem Nassfelde, der höchsten Mulde des Gasteinerthales, deren Schluss die Hauptkette selbst bildet (s. S. 117), und hier tritt uns nun die Großartigkeit der Gletscherwelt, der Charakter der eigentlichen Hochalpen ebenso plötzlich als überwältigend gegenüber. Da wir eine Meereshöhe von mehr als 1600 m erreicht haben, ist der ganze, fast horizontale, 1 Stunde breite und $\frac{1}{4}$ Stunde lange Thalboden völlig baumleer und desgleichen auch die ihn einschließenden Berge, welche aber in ihren oberen Partien theils mit Gletschern, theils mit Schneefeldern bedeckt sind. Überall rauschen die Wässer

in feinen Schaumfäden von den Felsstufen, in vielen Windungen durchzieht die trübe Flut der Ache den Thalboden. Alles ist ernst, weit und majestätisch; außer dem blendenden Weiß des Schnees nur lauter abgetönte Farben, mattes Grün in den tieferen, Braun und Grau in den höheren Lagen. Mehrere sehr kümmerlich aus Steinplatten erbaute Alphütten beleben kaum die ernste Landschaft. Zur Linken sehen wir den Radhausberg, zur Rechten den Gipfel des Schareck (3131 m), dessen firngekrönter Gipfel in senkrechten Wänden gegen uns zu abstürzt. Dort, wo wir vor uns eine geringe Einsenkung im Kamme des Gebirges wahrnehmen, führt der Mallnitzer-Tauern 2414 m hoch nach Kärnten; einstens ein vielüberschrittener Pass. Unter Tauern versteht man hier zu Lande alle solchen Übergänge über die Hauptkette, von denen wir noch mehrere kennen lernen werden. Sie waren vor der Herstellung guter Straßen und Eisenbahnen über andere, niedrigere Pässe der Ostalpen viel mehr besucht, als sie jetzt sind. Schon seit uralter Zeit befinden sich auf ihren unwirtlichen, vom Schneesturme gepeitschten Höhen sogenannte Tauernhäuser, Schutz- und Einkehrorte für die erschöpften Wanderer. Ihre Inhaber erhalten vom Lande kleine Unterstützungen, wogegen sie verpflichtet sind, den Pfad durch eingesteckte Stangen auch bei Schneefall sichtbar zu erhalten, ihre Knechte zur Aufsuchung Verunglückter auszusenden, letztere zu verpflegen, und — wenn die Hilfe zu spät kam, zu begraben. Und man glaube nicht, dass solche Vorkehrungen überflüssig sind. Kaum vergeht ein Jahr, in welchem nicht die ersten Herbststürme oder ein plötzlich einfallender Nachwinter mit eisigem Wind und Schneetreiben irgend einen armen wälschen Arbeiter, der die Eisenbahnfahrkarte über den Brenner ersparen wollte, oder einen Viehtreiber aus dem Pusterthale, vielleicht sammt seiner Herde, oder auch einen unvorsichtigen Vergnügungsreisenden ereilt. Der Pfad ist verweht, die flockenerfüllte Luft verhindert den Ausblick, der eisige Wind erstarrt die Glieder, das stundenlange Waten im tiefen Schnee verzehrt die Kraft; unter irgend


Gasteinerin.

einem Felsblock an öder Halde scheinbar geborgen sieht doch der Unglückliche die grünen Fluren wohnlicherer Landstriche nicht wieder. Erst das Thauwetter des nächsten Jahres bringt vielleicht den unkenntlichen Leichnam zu Tage.

Das Gasteinerthal ist mit 10 Stunden Länge und 3 größeren Nebenthälern (es wäre nämlich noch das westlich abzweigende Angerthal nachzutragen) das größte und mit 3700 Einwohnern auch das bevölkertste Tauernthal. Seine Stufenbildung ist aber vollkommen typisch für alle anderen. Fast bei jedem findet sich die erste Stufe nahe dem Ausgange in das Hauptthal, dann folgt eine lange, den größeren Theil des Thales einnehmende ebene Fläche, dann neue Stufen von stets zunehmender Höhe und rascherer Aufeinanderfolge, bis endlich eine schon der Hauptkette anliegende Hochmulde den Abschluss bildet. Wie das im einzelnen abwechselt, werden wir noch hören — die Stufen mit ihren Wasserfällen, die Hochmulden mit ihrem Gletschercircus sind allen gemeinsam.

---

6. Der Pinzgau.

Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unſ'rer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war.
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt.

Schiller.

(Das Rauriserthal. — Goldbergbau. — Der Zellerboden. — Die Schmittenhöhe. — Das Rankeln. — Das Fuscherthal. — Das Kaprunerthal. — Die Gletscher. — Die Überschwemmungen im Oberpinzgau. — Der Venediger. — Krimml. — Mitterpinzgau. — Saalfelden. — Lofer. — Die Kämpfe von 1809.)

Wenn wir von Gastein in das nächste Parallelthal im Westen, die Rauris, kommen wollen, so stehen uns mehrere Pässe über das die beiden Thäler trennende Gebirge zu Gebote, meist Übergänge von 2000 m Höhe und darüber. Ohne besondere Schwierigkeiten gelangt man nach mehreren Stunden Steigens über Grashalden und durch kurze Seitenthäler zu einer Scharte im Gebirgsrücken, so beim Weg über die Riffelscharte und die Bockkahrscharte vom Nassfeld nach Kolm, über die Stanz von Hofgastein nach Bucheben und die Lugauerscharte von Dorfgastein nach Gaisbach. Um aber das ganze Rauristhal kennen zu lernen, kehren wir nach Lend zurück und durchschreiten dasselbe von seiner Mündung in das Salzachthal an, denn gerade da zeigt es eine besondere Merkwürdigkeit.

Oberhalb Lend verengt sich das Thal der Salzach immer mehr. Aber nicht hohe Felsberge wie im Passe Lueg dämmen es ein, sondern

nur aus morschem Schiefer bestehende Abhänge von geringer Höhe treten so nahe heran. Doch sind diese Engen für den Straßen- und Wasserbauer viel schlimmer, als jene so erschrecklich aussehenden Kalkgebirgspässe. Denn hier stürzt nur manchmal ein vereinzelter Block von hoher Marmorwand, der bei dem geringen Verkehr auf den Straßen äußerst selten ein Unheil anrichtet, dort hingegen setzen sich die ganzen Berghänge in Bewegung. So morsch und so der Verwitterung zugänglich ist das Thonschiefergestein dieser Gegend, dass besonders nach längerem oder heftigem Regen die obere Schichte des Erdreiches mit allem, was darauf steht, Wald, Wiese, Straße und Zaun, sich loszulösen und abzurutschen anfängt. Dadurch entstehen gleichsam offene Wunden am Bergeskörper — hier Plaiken genannt — welche meistens unheilbar sind. Das heißt, jeder Regenguss erzeugt neue Rutschungen, die Vegetation kann sich auf der beweglichen, steil geneigten Fläche nicht ansiedeln, nach oben zu werden immer neue Theile der Pflanzendecke zu Fall gebracht und so das Gebiet der Plaike immer mehr ausgedehnt, die erst dann zur Ruhe kommen und sich wieder begrünen kann, wenn der Neigungswinkel des ganzen Bergabhanges wesentlich verkleinert ist. Solche Plaiken haben schon oftmals in diesem Gebiete die Straßenbauten zerstört, auch einmal die Salzach zu einem See aufgestaut und erst noch vor wenigen Jahren dem Bahnbau die ernstesten Schwierigkeiten bereitet. Man wollte am Unterstein oberhalb Taxenbach eine Plaike mittelst eines Tunnels unterfahren. Doch dreimal stürzte der Bau ein, und endlich musste man zwischen den tobenden Wellen der eingeengten Salzach und dem beweglichen Getrümmer der Plaike einen sehr unsicheren Bau herstellen, der nur im langsamsten Tempo befahren werden durfte, bis erst nach zwei Jahren die Erbauung eines weit ins Bergesinnere ausgreifenden Tunnels gelang. In den Seitenthälern sind solche Plaiken zahlreich und schaden ebenso durch die Zerstörung des Waldes, als dadurch, dass sie bei Gewittergüssen sehr große Schuttmassen den Wildbächen gewissermaßen zur Verfügung stellen, welche dann in den unteren Thalgegenden Wiesen und Felder mit Geröll überlagern. Man begreift, wie sehr gerade in dieser Erscheinung eines der stärksten Mittel vorhanden ist, durch welche die Natur an der Zerstörung des Gebirges arbeitet.

Der kleine Markt Taxenbach — mit der Ruine eines alten, einst Goldeck'schen Schlosses — liegt der Mündung des Rauriserthales gegenüber, von welcher man aber wenig wahrnimmt, da auch dieses Thal, wie die beiden vorhergegangenen, durch eine Klamm seinen Abschluss findet, deren alter Ruf zwar durch die Aufschließung der Liechtensteinklamm etwas verdunkelt wurde, aber nur um desto heller zu erglänzen, als 1877 auch sie durch große Weganlagen zugänglich gemacht wurde. Denn schon seit

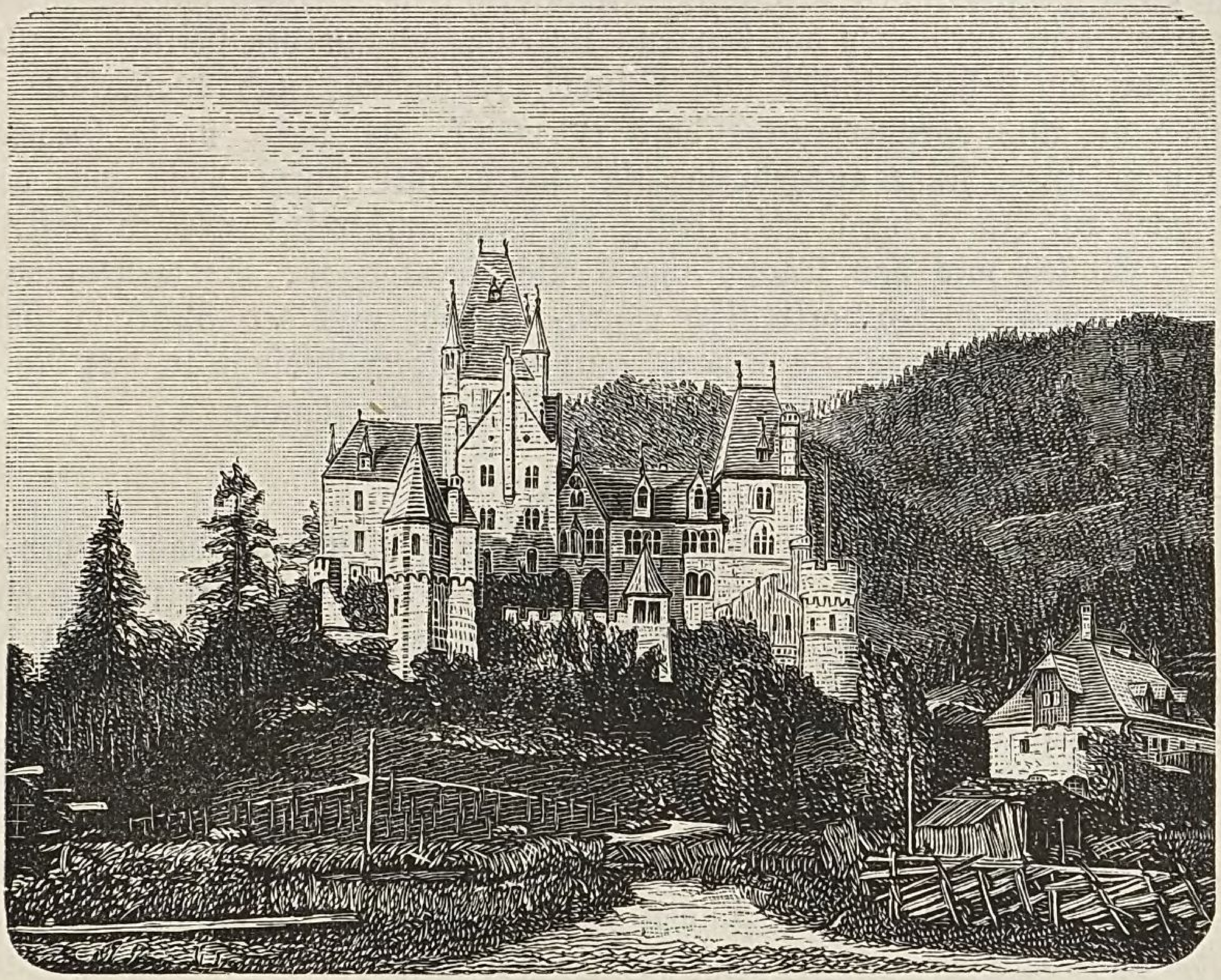
langem wurde der Wasserfall des Kitzloches von Freunden malerischer Naturerscheinungen besucht, aber welche Abwechslung noch in den unzugänglichen Theilen der Klamm verborgen war, erfuhr man erst, als in dem genannten Jahre die Bewohner von Taxenbach und Rauris mit großen Opfern einen Felsenpfad durch diese merkwürdige Enge brechen ließen, welche aus mehreren weiten Kesseln, die durch enge Schlünde mit einander in Verbindung sind, besteht. Bis dahin musste man, um ins Rauristhal zu gelangen, den Felsriegel, in welchem die Klamm liegt, auf langem und steilem Bergpfad umgehen. Wie in der Gastein folgt auf die enge Thalmündung eine breite und ebene Mulde, in welcher die Ortschaften Rauris und Wörth liegen. Auch sie tragen die Spuren einstiger Blüte an sich, denn auch hier war und ist der Goldsegen zu Hause; auch hier wurde einst mit großem Gewinn und wird jetzt fast ohne Erträgnis das kostbare Erz zu Tage gefördert.

Die erste Thalstufe ist hier nicht so lange als in Gastein. Sie endet schon nach dem ersten Drittel der Gesammtlänge, dort, wo das Thal sich gabelt. Denn die Rauris besteht aus zwei Ästen, wovon der westliche, das Seitenwinkelthal, als der untergeordnete erscheint. Nur wenig bevölkert zieht sich sein enger Grund in zwei Stufen südwestlich zur Höhe des Heiligenbluter Tauerns, welcher noch heute von den Viehhändlern des Pusterthales stark benutzt wird, hinan.

Der Hauptast, der „Hüttwinkel", verräth durch seinen Namen, dass hier der Sitz der Bergwerke ist. Ebenfalls nach Überwindung zweier Stufen gelangen wir zum Thalhintergrund, wo in einer Höhe von 1597 m sich die Pochwerke im sogenannten Kolmhaus befinden. Begletscherte Gipfel, welche schon seit dem Betreten des Thales sichtbar wurden und sich, je weiter wir vordrangen, immer mannigfacher und zahlreicher zeigten, verkünden uns bereits, dass der Thalschluss den Besuch lohnen werde. Und wirklich verbinden sich hier kühne Anlagen von Menschenhand und eine großartige Natur zur eigenthümlichsten Gesammtwirkung.

Die hinterste Stufe des Rauriserthales ist nämlich nicht die des Kolmhauses, sondern es folgt ihr eine noch höhere, ganz kurze von etwa 2500 m Höhe, um welche sich erst der Bergkranz schließt. Diese Stufe ist nun mit einem Gletscher, dem Goldberggletscher, erfüllt, ist aber auch zugleich der Ort der Erzgruben, welche am östlichen Rande der Mulde, nahe an deren Ausgang, sich finden. Dort hat man nun auch das Berghaus in einer Höhe von 2341 m, knapp an der Moräne des Gletschers erbaut. Rings umlagert von Eis- und Schneemassen, in einem sibirischen Klima, spielt sich hier das fleißige Treiben der Bergknappen ab. Bis vor wenigen Jahren betrieb der Staat den Bergbau, mehr um der Bevölkerung Erwerb zu geben, als um des Gewinnes willen, jetzt hat doch

noch ein Privatunternehmer es gewagt, das Seine an die unrentable Unternehmung zu setzen. Man staunt hier, bis zu welchem Grade der Mensch es wagt, mit einer widerstrebenden Natur zu kämpfen. Die Mühen und Beschwerden, welche die Bergknappen zu ertragen haben, wenn sie im Winter, alle acht Tage im Dienste abwechselnd, von und zum Knappenhause wandern, spotten der Berichte der Nordpolfahrer; denn diese eisigen



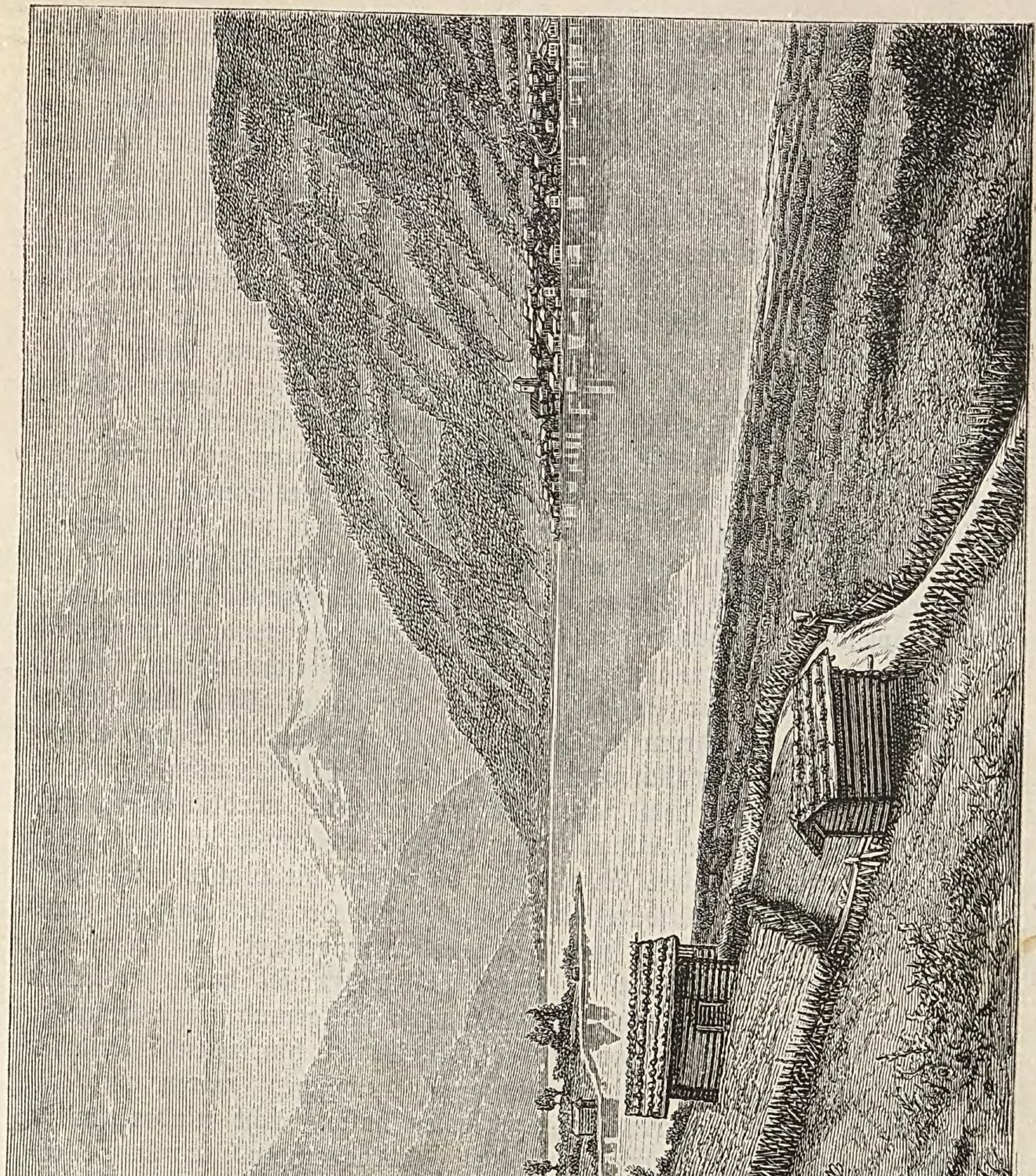
Schloss Fischhorn.

Stürme, diese metertiefen Schneeverwehungen, diese nächtelangen Kämpfe mit Frost und Verirrung, sie sind hier etwas Alltägliches. Kommt doch ein guter Theil der Knappen über vergletscherte Joche von mehr als 2700 m Höhe aus Kärnten, ein anderer Theil aus Gastein herüber! Noch im August liegt der alte Schnee bis zu drei Meter hoch an der Nordseite des Hauses, eines der höchstgelegenen fortwährend bewohnten in Europa. Der Eingang zu den Schachten befindet sich in einem Nebengebäude unter Dach. Die Erze werden mit Schlitten eine Strecke weit, bis zum Ausgang der oberen Thalmulde, gefahren; dort empfängt sie eine merkwürdige Maschine. Über die ganze Höhe der Thalstufe, fast 600 m, führt eine Art Drahtseilbahn, welche schon vor allen

Eisenbahnen in Betrieb war. Theils auf dem geneigten Boden, theils auf brückenartigen Gerüsten führt ein hölzerner Schienenstrang von wechselnder Steilheit einen kleinen Karren, der an einem Seile hängt, zur Tiefe. Ein mächtiges Wasserrad, vom Gletscherbach getrieben, windet den leeren Karren hinauf, regelt die Bewegung des abwärts rollenden. In 10 Minuten wird nach abwärts die ganze Höhe zurückgelegt; für den etwa mitfahrenden neugierigen Fremden keine kleine Schwindelprobe, wenn er, erst am Boden des Karrens liegend, sich an den steilsten Stellen fast aufrecht stehend findet und Bäume, Felswände und Wasserfälle so schnell an ihm vorübersausen, dass er meint, die ganze weite Gegend, die vor seinem Auge ausgebreitet ist, fliege über seinen Kopf weg dem Himmel zu. In Kolm werden dann die Erze aufbereitet wie in Gastein.

Wollen wir das Knappenhaus als Station für Bergbesteigungen benutzen, wozu es sich vortrefflich eignet, so steht uns der 3258 m hohe Narr, das schon erwähnte Schareck mit prächtiger Aussicht in das Nassfeld und mehrere Pässe nach Kärnten hin zur Verfügung.

Nicht weit ober Taxenbach erweitert sich allmählich das bisher so enge Thal. Die Hänge treten zurück und es entwickelt sich wieder eine Thalsohle. Zumal nach rechts an der Nordseite gewahren wir, dass die Berge zurückweichen, wir ahnen, dass wir uns jener Unterbrechung des Schiefergebirges nähern, welche wir schon früher als eine der Senkung des Pongaues ähnliche Bildung besprochen haben. Und somit sind wir auch schon in einen neuen Gau, den Pinzgau, eingetreten, zu welchem auch Taxenbach und Rauris gehörten. Und schon ergeben sich allerorten merkwürdige Anblicke. Nach Süden öffnet sich wieder ein Tauernquerthal. Aber nicht wie die bisher besprochenen mit enger Klamm, durch einen jeden Einblick hindernden Thalriegel abgeschlossen, sondern mit breiter Mündung und stundenweit in gleicher Höhe mit dem Hauptthal sich einwärts ziehendem Thalgrund, auf beiden Seiten begleitet von hohen Bergen, die besonders auf der westlichen Thalwand sofort begletscherte Gipfel aufweisen — die breite Eispyramide des Hochtenn — und einigen weißen Spitzen im Hintergrund, worunter der Brennkogel (3015 m), hervorzuheben. Das Salzachthal selbst ist breit und mit Wiesen bedeckt, wir überblicken es hier viele Stunden weit aufwärts und sehen, wie es in gleicher Breite und Richtung westwärts zieht. Und nun gewinnen wir auch freien Blick nach Norden. Weit klafft die Lücke, schon erblicken wir in Entfernung von mehreren Stunden in jener Richtung die wohlbekannten schroffen Formen des Kalkgebirges. Nur ein kleiner Hügelrücken hindert noch die ganz freie Aussicht. Auf ihm steht ein unsere Aufmerksamkeit



Zell am See.

fesselnder, effectvoller Bau. Es ist das in den letzten Jahren restaurierte oder vielmehr in glänzendem Neubau wieder errichtete alte Schloss Fischhorn, einst den Bischöfen von Chiemsee, jetzt den Fürsten Liechtenstein gehörig. Gastlich winken die großen Fenster und Erker, und die wohlbekannten Formen der Gothik erscheinen neuzeitlich gemildert und abgeschwächt, da ihnen keine Absicht der Drohung und Vertheidigung mehr unterliegt. Versuchen wir einzutreten, so wird uns wohl ohne Hindernis aufgethan, und von den Zinnen des Schlosses genießen wir nun ohne Beschränkung den vollen Anblick der gesammten Landschaft. Zu den genannten Bestandtheilen derselben — dem weit geöffneten Fuscherthale, das wir bis zu seiner ersten Thalstufe fast 3 Stunden weit einwärts völlig überblicken, zu dem Salzachthal, das wir von den Taxenbacher Engen bis aufwärts nach Mittersill verfolgen können — kommt jetzt der Anblick des Zellerbodens bis hin zum Kalkgebirge. Ein breites ganz flaches Thal voller Ortschaften, mehr als eine halbe Stunde breit und fünf Stunden lang, und in ihm, fast zu unseren Füßen, etwa den sechsten Theil der ganzen Fläche einnehmend, den Zellersee. Es ist eine merkwürdige Combination von Thalsystemen und Wasserscheiden. Niemand würde ahnen, dass quer durch den ganz ebenen Thalgrund, nahe dem See, eine Wasserscheide zieht, so dass zwar der See noch zur Salzach abfließt, der übrige Theil des Zellerbodens aber einem anderen Flussystem angehört, dem der Saale, welche nur zwei Kilometer nördlich vom Zellersee aus dem Glemmthale herausbricht, aber, statt sich dem nahen See zuzuwenden, nördlich fließt und ihren Ausweg durch die wilden Engen des Kalkgebirges, die Pinzgauer Hohlwege, sucht und findet. Nur wenige Meter ist die Wasserscheide hoch; man sollte glauben, es wäre ein leichtes, entweder die Salzach durch den Zellersee in das Bett der Saale, oder umgekehrt, auf demselben Weg die Saale zur Salzach zu leiten. Ohne Zweifel haben in fernen geologischen Zeiträumen solche Vertauschungen stattgefunden, zu denen ja die geringfügigsten Versandungen der Flussbetten hinreichende Ursachen gewesen sein müssen, bis die Hohlwege ausgewaschen waren und die Salzach die Taxenbacher Riegel durchbrochen hatte. Nicht minder deutlich findet der Kenner auch auf dem ganzen Zellerboden und seinen Seitenwänden die Spuren des einstigen Gletschers, welcher hier nach Norden flutete, um sich am Kalkgebirge zu stauen.

Am westlichen Ufer des Zellersees baute sich an der Mündung eines kleinen Seitenthales eine breite Halbinsel in den See. Auf ihr liegt eine größere Ortschaft: es ist Zell am See, der Hauptort des Pinzgau. Uralt ist die „Cella in Bisontio“, kaum jünger als Bischofshofen; ja wenn die Namensähnlichkeit der „Ambisontier“ mit Bisontio und Pinzgau nicht trügt, so haben hier zu Lande Kämpfe stattgefunden, als die Römer

Noricum unterjochten. Doch ist an der Stelle Zells selbst unseres Wissens noch kein römisches Alterthum ausgegraben worden. Die Zeller erwarben sich Ruhm durch ihre Treue gegen die Obrigkeit, als im Jahre 1526 der Bauernaufstand, der im Vorjahre sich an den Wällen Hohensalzburgs gebrochen hatte, neuerdings aufflammte.

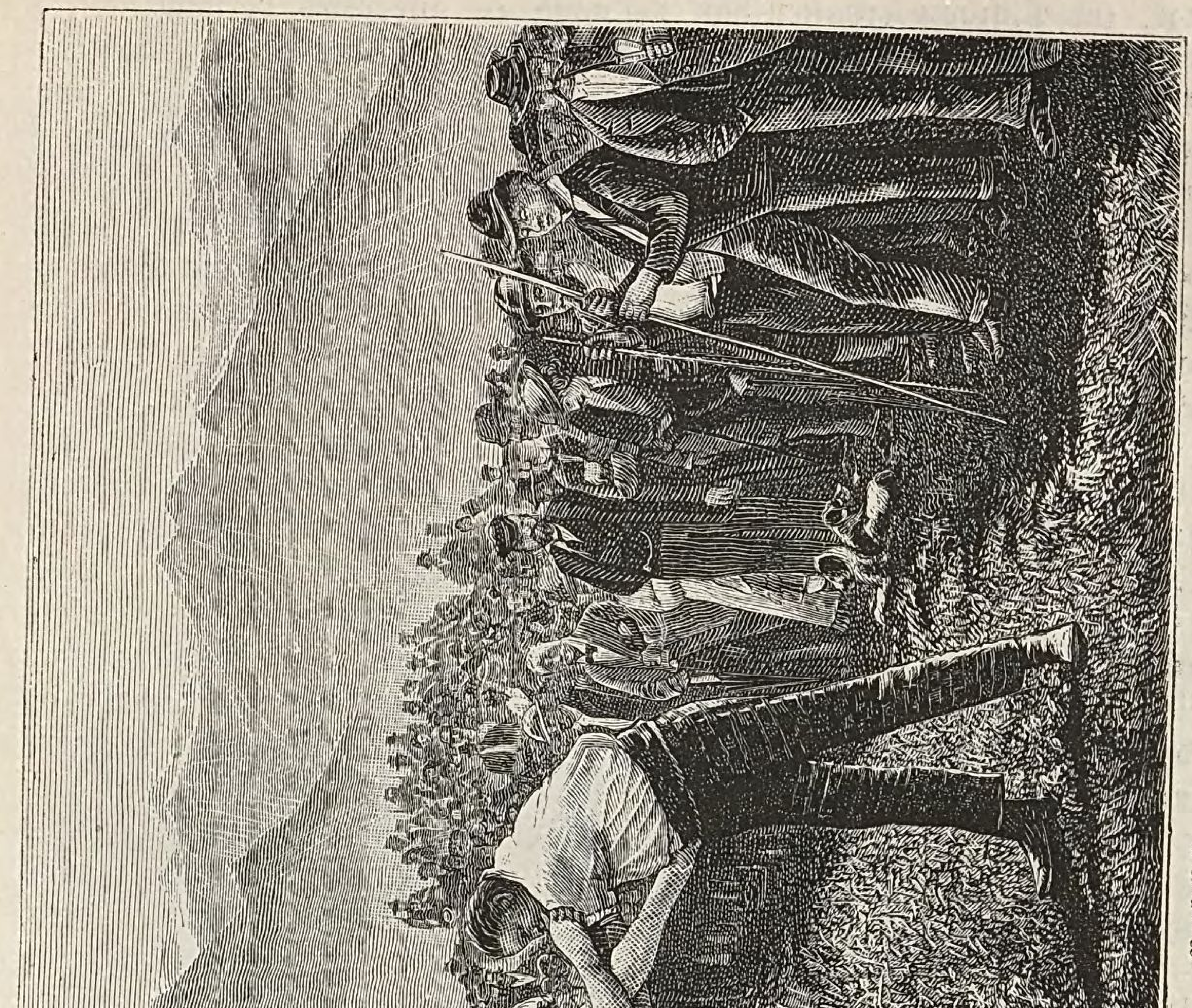
In der neuesten Zeit hat sich Zell ungemein verändert und gehoben, da es durch die Bahn eine Hauptstation der zahlreichen Fremden geworden ist, welche entweder die herrliche Lage des Ortes selbst anzieht, oder welche von hier aus ihre Partien in die nächstgelegenen Tauernthäler unternehmen — ein salzburgisches Interlaken. Noch vor fünf Jahren einsam und still, hat es sich rasch in die veränderten Umstände zu finden gewusst.

Die Schönheit der Lage wird erst recht klar, wenn man ein Schiffchen besteigt und eine Strecke weit in den See hinaus oder auch bis zum anderen Ufer überfährt. Es ist im ganzen dasselbe Mittel, durch welches die Natur wirkt, wie im Pongau, nämlich den Gegensatz der drei Gebirgsformen: Steinbirg, Grasbirg und Schneebirg, wie der Pinzgauer sagt. Aber wenn im Pongau das Kalkgebirge vielleicht noch wirkungsvoller erscheint, so zeigen dafür hier die Centralalpen einen weit großartigeren Charakter, und der See gibt dem Ganzen einen unvergleichlichen Mittel- und Ruhepunkt. Wenn wir uns auf seinen klaren Fluten schaukeln (was bei Südwind leicht in zu wörtlichem Sinne geschehen kann), so fesselt das zunächst im Süden sich erhebende Stück der Tauern am meisten unseren Blick. Wir bemerken westlich vom Fuscherthal noch einen Thaleingang, den des Kaprunerthales. Zwischen ihnen erhebt sich der Scheidekamm in einem Schwunge auf 2247 m zum Imbachhorn und sofort weiter zum schon genannten Hochtenn mit 3331 m. Aus der Tiefe des Fuscherthales leuchtet der Brennkogel, aus der des Kaprunerthales eine Reihe Schneegipfel hervor; aber allen voraus erscheint durch Kühnheit der Form und einen großen Gletscher das Kitzsteinhorn 3194 m ausgezeichnet, welches den westlichen Eckpfeiler des Kaprunerthales bildet. Es ist ein unvergleichlicher Anblick, wenn bei Sonnenuntergang schon die Zinnen des Kalkgebirges in blauen Schatten verlöscht sind, Kitzsteinhorn und Hochtenn aber hoch über ihren braun-violetten Vorbergen noch im Abendlicht erglühend, sich in der dunkeln Seefläche spiegeln. Auch das Bad in den warmen Fluten des Sees, der kein Gletscherwasser, sondern nur drei Bäche des Schiefergebirgs aufnimmt, ist sehr angenehm, und hat schon manchen von dem Sonnenbrande der Hochalpen hart Mitgenommenen herrlich erfrischt.

Der geschichtlichen oder künstlerischen Merkwürdigkeiten gibt es in Zell und Umgebung nicht viele. Zwar finden sich mehrere alte Schlösser in der Nähe, Prielau am Nordende des Sees, Saalhof nicht weit davon

und einige andere. Aber ihre ursprüngliche Anlage — sie stammen meist aus dem 16. Jahrhundert — ist sehr unmalerisch; sie stellen nur einen compacten Würfel dar ohne Hof; eine Art übermäßig dicken und kurzen Thurmes mit einem großen spitzen Dach, an dessen vier Ecken ganz kleine Eckthürmchen angesetzt sind. Eine durchgehende Hausflur theilt das Gebäude und läßt beiderseits Raum für eine Reihe Zimmer, was sich in allen drei Stockwerken wiederholt; ein Grundriss, der sich im ganzen Lande, auch bei mehreren Schlössern in der Nähe der Stadt Salzburg vorfindet und an die älteste germanische Hausanlage erinnert, vielleicht auch recht bequem sein mag, aber von außen selten einen schönen Anblick gewährt. Einstens fanden sich hier überall schöne Holztäfelungen an Zimmerdecken und Thüren. Da aber die meisten solchen Gebäude — z. B. die oben genannten — jetzt in Händen von Bauern sind, sind solche Zierden entweder verfallen, oder auch an Händler verkauft worden. Einige schöne Thürverkleidungen und Schränke weist nur noch Dorfheim bei Saalfelden auf. Solche in einem eigenthümlichen Barockstil gehaltene Schränke aus Zirbenholz finden sich auch noch in manchem Bauernhaus, unter andern auch noch in der Post zu Zell.

Derjenige Punkt, welcher, wie es scheint, von Zell am See aus am häufigsten besucht wird, ist die Schmittenhöhe, der erste Gipfel des von Zell an nach Westen wieder beginnenden Schiefergebirges mit 1935 m Meereshöhe. Noch vor 10 Jahren nur selten von einem Kenner betreten, trägt sie jetzt einen kleinen Gasthof, der die ganze Sommerszeit hindurch den stärksten Zuspruch hat. Die Aussicht ist aber eben so schön, als es bequem ist, auf die Höhe zu kommen. In sanften Windungen schlingt sich der Reitweg, den der Alpenverein angelegt hat, um die runden Buckel der Schieferberge, so dass man leicht in drei Stunden den Gipfel erreicht. Der freundliche Leser kann sich im allgemeinen den Charakter der Rundschau über die drei oft erwähnten Gebirgsarten leicht ausmalen, doch erscheint die Schmittenhöhe dadurch vor anderen ähnlich gelegenen Punkten besonders bevorzugt, dass ihr südlich gerade das schönste und höchste Stück der Hohen Tauern, die Glocknergruppe, gegenüberliegt und zwar ganz nahe. Das Kaprunerthal mit seinem engen Grunde und regelmäßigen Stufen, mit seinen beiderseits aufgebauten Eisgipfeln und seinen Gletschern im Hintergrunde, über welche die feine Nadel des Großglockners herüberragt, übersieht man von seinem Eingange bis zum Thalschluss. Das ist auch der Glanzpunkt der Aussicht. Der Gipfel, welcher jenseits des Zellersees der Schmittenhöhe gerade gegenübersteht — der Hundsstein hat eine ganz ähnliche Aussicht, doch wird er sehr selten besucht. Wir erwähnen ihn nur, weil er der Sitz eines uralten Volksvergnügens ist, welches sich, wie so viele andere derartige

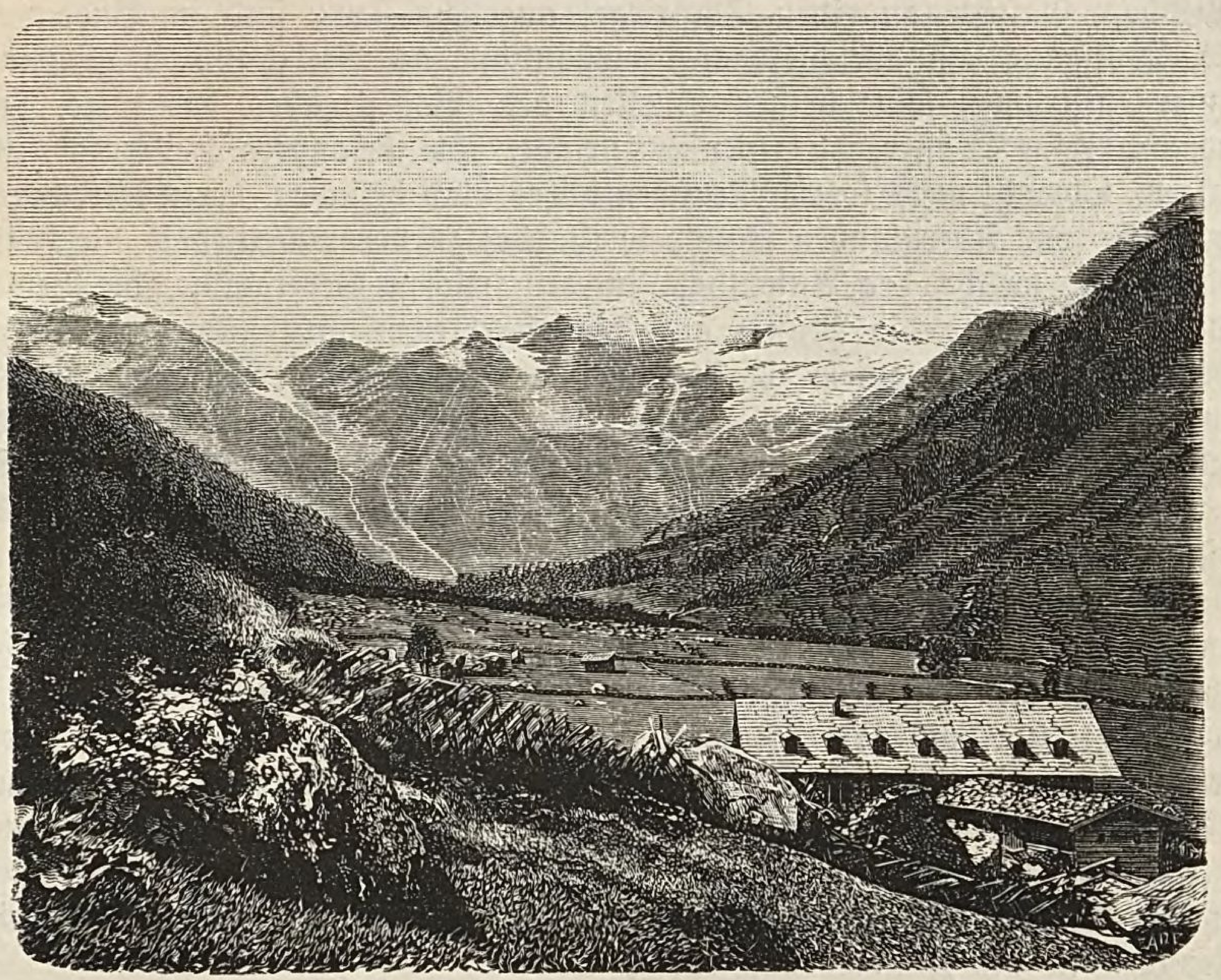


Rankelfest.

Dinge, im Pinzgau erhalten hat, während es anderswo verschwand — das ist das Rankeln oder Ringen. Der Hundsstein bildet die orographische Mitte des östlichen Schiefergebirges, da von Lend, Taxenbach, Zell und Saalfelden Thäler zu ihm hinaufführen, und so mag er als bequemer und neutraler Mittelpunkt von Alters her zu diesen olympischen Spielen der Pinzgauer auserkoren worden sein, wie ja die „Spielberge" auch anderswo ähnliche Lage zeigen. Noch jetzt kommen alljährlich am Sonntag nach Jacobi (25. Juli) die jungen Leute des ganzen Pinzgaus hier zusammen, um ihre Kräfte im Ringkampfe zu messen. Ältere Berichte sagen, dass hier gewissermaßen die Mensuren ausgepaukt wurden, welche die im Verlaufe des Jahres vorgefallenen Beleidigungen ausgleichen sollten; der städtische Beobachter wird gegenwärtig von solchen Veranlassungen nichts gewahr, sei es, dass sich der Charakter der Sache geändert hat, oder dass er sich vor ihm verbirgt; er bemerkt nur die Lust, die Kräfte zu messen. An einem kleinen Bergsee unterhalb des Gipfels sammelt sich gegen Mittag das Volk. Ein Ring wird geschlossen; nach einiger Zeit tritt ein Kämpferpaar an. Sie legen Jacke und Schuhe ab und tauschen die Hemden (damit jeder Kämpfer am Gegner das eigene Hemd zerreißt). Sie fassen sich erst an einem Arme, plötzlich greift auch der zweite zu, und nun schiebt und reißt man sich hin und her, bis einer von beiden am Boden liegt; aber auch dann ist der Sieg nicht früher entschieden, als bis der Boden mit beiden Schultern berührt wird, weshalb der Kampf häufig noch längere Zeit fortdauert, wenn auch schon beide Ringer an der Erde liegen. Von Todtschlägen und Beinbrüchen haben wir nie etwas gehört; wohl aber sind blutende Zähne und zerrissene Hemden Regel. Wer an einem Kampftag unbesiegt geblieben, ist für das Jahr der „Hagmeier" (Hagmoar) — der erste im Kampfgehege. Die halbgewachsenen Jungen beginnen das Spiel, der Eintritt bekannter und erprobter Kämpen beschließt es. Noch vor Sonnenuntergang verläßst die ganze Gesellschaft, oft mehrere hundert Menschen, die Höhe, um sich wieder in die heimischen Thäler zu zerstreuen. Früher war die Sache verboten, jetzt zieht man mit Recht vor, das alterthümliche und an sich harmlose Spiel zu gestatten, und durch Beaufsichtigung Ausschreitungen zu verhindern. Seit neuester Zeit finden auch auf der Schmittenhöhe Rankelfeste statt.

Von Zell am See aus besucht man gewöhnlich auch die beiden herrlichen Tauernthäler Fusch und Kaprun. Beide führen hinan gegen die schon erwähnte Gruppe des Großglockners. Ihr Scheidekamm übertrifft alle anderen von der Tauernkette ausgehenden Nebenketten an Höhe; kein einziger Übergang führt über ihn, denn er behält in der größeren Hälfte seiner Länge eine Höhe von 3000 m und darüber bei. Das Stück

der Hauptkette, das sie abschließt, ist kaum niedriger und auf dieser ganzen Länge übergletschert. So enthalten diese beiden Thäler, welche doch unter einander grundverschieden sind, die schönsten und großartigsten Gletscherlandschaften. Besuchen wir zuerst das Fuscherthal. Es wird uns zeigen, wie lieblich auch jene Gegenden sein können, in denen das ewige Eis und die mit Schneelasten gekrönten Häupter der höchsten Alpengipfel das Bild beherrschen. Wir kehren deshalb nach Bruck zurück und wenden uns dem schon beschriebenen weiten Thaleingange zu. Kaum merklich



Ferleiten.

sind die Spuren des längst beseitigten Eingangsriegels; über zwei Stunden weit gehen wir durch ein nicht zu enges, angebautes Thal mit Wiesen und Häusern. Mehr die ungebändigten Wildbäche, welche schwere Schottermassen ins Thal geführt haben, als etwa der Anblick hoher Spitzen, welche hier nicht sichtbar sind, verrathen, dass wir uns in den Hochalpen befinden. Beim Dorfe Fusch zeigt sich zur Rechten ein sehr schöner Wasserfall, der aus dem Hirzbachthale kommt. Nach einer weiteren Stunde kommen wir zu einer Stufe; das Thal verengt sich, der starke Bach, die Ache stürzt uns in Cascaden entgegen. An dieser Stelle öffnet sich zur

Linken ein Seitenthal, welches aus dem Scheiderücken zwischen Fusch und Rauris hierher herabzieht. Wir können keinen Einblick in dasselbe gewinnen, da es ebenfalls mit einer hohen Stufe zu uns absetzt. Ein breiter Fahrweg, welcher hinaufzuführen scheint, und die Telegraphendrähte an seiner Seite verrathen uns, dass wir hier eine besondere Stätte der Civilisation zu suchen haben. So ist es auch. Wir steigen eine Stunde ziemlich steil bergauf. Endlich haben wir die Höhe der Stufe erreicht, mehrere größere Gebäude, eine Kapelle zeigen sich, ähnlich wie Wildbad Gastein an einen Thalriegel angelehnt, wir sind im Bade von St. Wolfgang am Weichselbach, gewöhnlich das Fuscherbad genannt. Zwar entströmen keine heißen Quellen dem Boden, aber das kalte, fast chemisch reine Wasser, das hier entspringt, soll besondere Heilkräfte enthalten. Obwohl meist solche Menschen dieses Bad besuchen, deren Bildungsstand sie vor Aberglauben schützt, so ist doch zu vermuthen, dass die Heilwirkungen, welche der Aufenthalt in der frischen Gebirgsluft, die Bewegung im Freien, die Muße auf die abgehetzten Großstädter ausüben, gewissermaßen aus gutem Willen und althergebrachter Meinung anstatt jenen Mitteln dem Wasser zugeschrieben werden, das freilich für müde und durstige Gebirgswanderer ohne Zweifel ein sehr gesundes Getränke ist.

Vom Bade Fusch aus zeigt sich noch keine Gletscherlandschaft, nur fast waldlose, aber ganz begrünte steile Rücken, welche nicht 2800 m überschreiten. Allerdings, sobald wir die Gehänge ersteigen, welche die hinter dem Bade beginnende einzige Thalmulde des Weichselbach-Thales einschließen, genießen wir der prächtigsten Aussicht auf die Hochgipfel. Da das Bad eigentlich nur aus 2 Gasthöfen mit den nöthigen Nebengebäuden besteht, so ist die Gesellschaft der Badegäste sehr zusammengedrängt, und da es zumeist Wiener sind, welche hier den Ton angeben, so läſst die Heiterkeit gewöhnlich nichts zu wünschen übrig, wenn auch oft im August und noch mehr im September Schnee und Kälte die Menschen in die Zimmer bannen.

Wenn wir vom Bade aus den Weg im Hauptthale fortsetzen wollen, brauchen wir nicht in die Tiefe des Dorfes Fusch zurückzukehren, sondern wir können, am östlichen Thalgehänge auf gutem Fußweg fortschreitend, ohne die errungene Höhe aufzugeben, in die obere Stufe des Hauptthales gelangen. Eine Stunde bewegen wir uns da erst noch in einer Thalenge. Durch hohe beschneite Gipfel, welche ab und zu im Hintergrunde sichtbar werden, wird unsere Neugierde lebhaft gespannt. Endlich erreichen wir das Thalbecken der Ferleiten; die zweite und letzte Stufe des Fuscherthales, circa 1200 m. Wieder dehnt sich zwei Stunden weit ein noch mit Wald und Wiese bedeckter Thalboden vor uns aus, grün und lachend. Ihn umstehen aber auf der ganzen rechten Seite und im Hintergrunde

durchaus vergletscherte Gipfel und Kämme von großen und kühnen Formen und die Gletscher ziehen sich zwischen ihnen bis gegen die grüne Thalsohle herab: der lebhafteste und wirkungsvollste Contrast. Eine Häusergruppe schmückt den Anfang der Matte, das Gasthaus Ferleiten. Gehen wir von ihm noch eine Stunde weit ins Thal hinein, so überblicken wir erst recht die Großartigkeit der Thalumrahmung. Links am Thalschluss steht der schon erwähnte Brennkogel; darauf folgt gerade in der Fortsetzung der Thalrichtung eine leichte, mit einem kleinen Gletscher gezierte Kammsenkung, die 2668 m hohe Pfandelscharte, über welche ein Weg nach Heiligenblut führt, hierauf nach rechts die beeisten Gipfel des Sinnewelleckes und des Fuscherkahrkopfes (3321 m). Dann beginnt die westliche Bergkette; wo sie sich an die Hauptkette anschließt, entsteht das Halbrund des Fuschereiskahres, ein prächtiger Felscircus, über dessen untere Stufen zahlreiche Wasserfälle herabschweben, während die oberen eine Eisdecke tragen, welche sich aber seit einem Jahrzehnt sehr zurückgezogen hat. Dann folgen (im Kapruner Scheidekamm) die schwarze Felspyramide der hohen Docke, der Schneedom des großen Bärenkopfes, endlich der Beherrscher der Landschaft, das große Wiesbachhorn, 3577 m, ein kühnes Horn, das mit scheinbar senkrechten Wänden bis zu uns herabstürzt, endlich weiter thalauswärts noch der Hochtenn. Fünf Gletscher hängen in vielfach zerrissenen Eisströmen zwischen diesen Gipfeln ins Thal herab. In Folge ihrer großen Steilheit erdröhnt an warmen Tagen fast unaufhörlich der Donner der Lawinen, wenn einzelne zu steil aufgerichtete Eisnadeln, ja ganze Gletscherstücke das Gleichgewicht verlieren und zur Tiefe stürzen. Trotz dieser ernsten und majestätischen Welt ist aber doch der Grundcharakter der Ferleiten die Lieblichkeit, denn der lachende Thalgrund versöhnt und erheitert alles wieder.

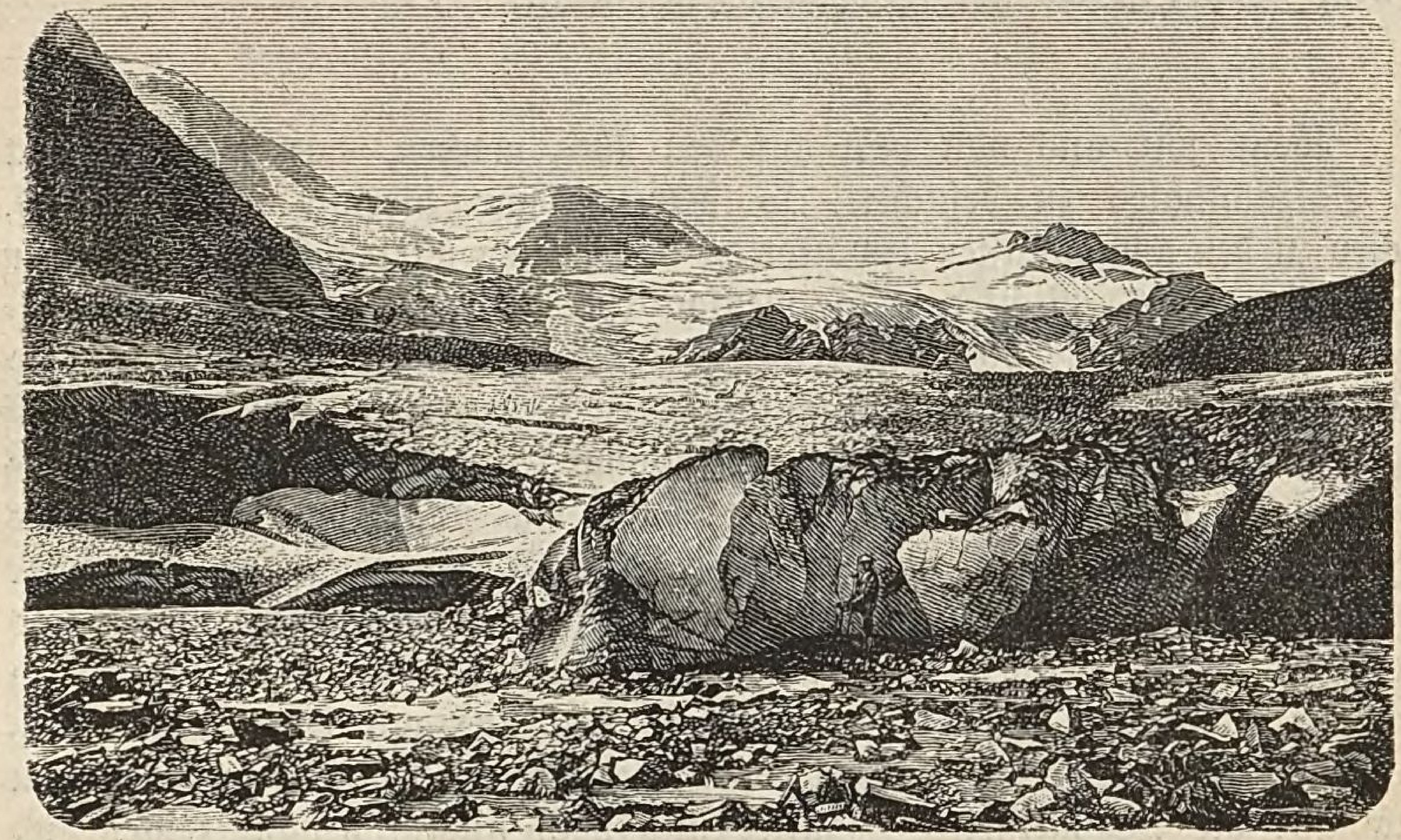
Ganz anders das Kaprunerthal. Wenn wir nicht geradezu das große Wiesbachhorn erklettern, und jenseits hinabsteigen wollen, so müssen wir, um von der Ferleiten hinüber zu gelangen, wieder heraus nach Bruck, und dann das Salzachthal aufwärts gehen, bis zu dem Dorfe Kaprun, das an seinem Eingange liegt. Auch hier ist der Thalriegel geringfügig, wenn auch eine kleine Klamm vorhanden ist. Doch unterscheidet sich schon die unterste, etwa 2—3 Stunden lange Thalstufe durch die Enge der Sohle und die Steilheit der Bergflanken wesentlich von den bisher besuchten Thälern; bereits hier ist der Ernst der bestimmende Charakterzug der Landschaft. Auch wird der Thalweg bald steiler und windet sich endlich nur in kurzen Serpentinen den gewaltigen und hohen Riegel hinan, welcher das Thal noch vor der ersten Hälfte seiner Länge absperrt. Haben wir ihn überwunden, so befinden wir uns auf der zweiten Thalstufe, dem Wasserfallboden, bereits jenseits der Baumgrenze in einer Höhe von 1600 m. Wir

werden an das Gasteiner Nassfeld erinnert; aber einmal befinden wir uns noch nicht am Thalschluss und dann sind die Berge hier ungleich höher, steiler und näher gerückt. Noch beleben einige Alphütten die waldlose Matte, darunter auch die vom Alpenverein erbaute „Erzherzog Rainer-Hütte" mit kleiner Gastwirtschaft. Von allen Seiten stürzen die Wasserfälle von den Wänden, die Luft selbst scheint zu brausen und zu donnern, so ist sie erfüllt von ihrem Geräusch.

Noch trennt uns ein 500 m hoher begrünter Rücken von der obersten Thalstufe. Wir eilen ihn zu ersteigen; nach einer Stunde stehen wir auf dem Moserboden 1930 m hoch, und jetzt sind wir, wie bisher noch nie, in das Herz der Alpen vorgedrungen. Nur mehr ein leichtes spärliches Grün deckt den schutterfüllten, von vielen Gletscherbächen durchströmten ebenen Thalgrund und hie und da den Fuß der Hänge. Sonst alles nur grauer Schutt, brauner Fels und weißer Schnee. Links und rechts hängen tief zerschründete Gletscher fast bis zur Thalsohle herab, den ganzen Hintergrund aber erfüllt ein breites Firnfeld, und der Karlingergletscher wälzt seine grauen Eiswellen bis auf den ebenen Boden, auf dem wir stehen. Leicht erreichen wir seine Zunge. Grau, schmutzig, mit Schutt bedeckt, von Geröll umlagert, entsendet er trübes Gewässer, alles erscheint rauh, wüst und ungastlich — wir stehen vor einem Phänomen, welches vielmehr der Natur der Polargegenden, als unserer freundlich grünen Zone anzugehören scheint.

Wir befinden uns auch thatsächlich bei einer Höhe von 2000 m in einer klimatischen Region polaren Charakters. Massenhaft fällt in solchen Höhen im Winter der Schnee, auch die Landregen des Sommers helfen ihn vermehren, selbst die Gewitter bringen mehr Graupeln und Hagel als Regen. Brennt dann auch die sommerliche Sonne heiß auf die südwärts geneigten Hänge, so schafft doch jeder Wolkenschatten, jede kurze Sommernacht bannenden Frost. So kann die warme Jahreszeit die gewaltigen Schneemassen nicht beseitigen, welche jeder Winter zurücklässt. Sie würden längst vielfach die Höhe der Alpen selbst an Dicke übertreffen, wenn nicht der zu Eis zusammengepresste Schnee, plastisch wie Wachs oder feuchter Lehm, durch seine eigene Schwere gezwungen würde, langsam zu Thal zu fließen. In breiten, durch zahllose Spalten zerklüfteten Strömen gelangt er so in tiefere Regionen, wo die größere Wärme, die da herrscht, die starren Massen wieder zum Schmelzen bringt. Diese Eisströme nennen wir die Gletscher, die schneebedeckten Hänge und Thalmulden, wo der Schnee sich anhäuft, Firnfelder. Hier am Karlingergletscher können wir diese Erscheinungen bequem und genau verfolgen. Weit zurück bis an den Hauptkamm dehnt sich das blendend weiße Firnfeld. Tiefer herab tritt graues Eis zu Tage; es ist vielfach mit Spalten

durchzogen, in welchen es blau erscheint; zahlreiche Wasserfäden rinnen auf seiner Oberfläche und fallen rauschend in Spalten oder Löcher. Schuttstreifen bedecken die unebene Fläche und deren Rand, Felsgetrümmer, welches von den Bergseiten auf das Eis gefallen ist und nun vom Gletscher auf seiner Wanderung thalab mitgenommen wird. Solche Anhäufungen nennt man Moränen. Die unter dem Gletscher zusammengelaufenen Wasser brechen an dessen Ende aus hohen Eisportalen, Gletscherthoren, ins Freie. Die Wassermasse ist mit den Jahreszeiten sehr verschieden; denn im Winter ruht nicht bloß die Eisschmelzung, sondern der ganze Gletscher, ja alle oberen Thalstufen sind mit solchen Schneemengen bedeckt, dass



Karlinger Gletscher.

sie von der Welt völlig abgeschlossen sind. Wenn in den Städten der Weihnachtsbaum erglänzt und die Menschen sich in den hellerleuchteten Straßen drängen, wenn selbst in den Voralpen noch kräftige Ochsengespanne Holz- und Heulasten auf knarrendem Schlitten zu Thal fördern und die Bauernjungen auf flinken Kufen die Hänge hinabgleiten, herrscht hier in den Hochalpen monatelang nur das Reich des Todes — kein Mensch und kein Thier betritt um diese Zeit die erhabenen Wüsteneien; alle die brausenden Wasserfälle sind verstummt, nicht einmal ein rieselnder Wassertropfen stellt die Verbindung mit der übrigen Welt her.

Ganz anders der Hochsommer. Wenn auch die Nacht kalt gewesen ist, beginnt schon wenige Stunden nach Sonnenaufgang geheimnisvolles Leben am Gletscher sich zu regen. Von den Felswänden und Eiszacken

fallen die Tropfen; die besonnten Schneeflächen erglänzen, da an ihnen die Schmelzung beginnt. Bald lagert sich erstickende Hitze auf die eingeschlossenen Schneemulden; erschöpft und geblendet wandert der Reisende durch den breiig aufgeweichten Schnee, bei jedem Schritte fußtief einsinkend. Auf dem Gletscher entstehen Bächlein und Bäche, welche endlich den ganzen unteren Theil wie überschwemmt erscheinen lassen. Braun und trübe, aber in ungewöhnlichen Massen entstürzen die Achen ihren Gletscherthoren. Wenn in dieser Jahreszeit die Wiener im Prater verwundert die hochgehenden trüben Wellen der Donau betrachten, denken wohl nur wenige daran, dass die Gletscher der Alpen es sind, welche gerade bei schönem Wetter solche Wassermengen entsenden.

Wenn wir uns von Zell auf den Weg machen, das oberste Stück des Salzachthales zu besuchen, so betreten wir hiermit einen Bezirk, welcher zu den am dünnsten bevölkerten der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie gehört. Nicht dass die menschlichen Wohnungen so weit von einander entfernt lägen, vielmehr reiht sich im Salzachthale Ortschaft an Ortschaft. Aber die von Kaprun westlich folgenden Tauernquerthäler sind bis auf einige geringfügige Ausnahmen unbewohnt und gewähren nur als Alpenweiden geringes Erträgnis, so dass ein ungemein ausgedehntes Gebiet von Weide, Fels und Gletscher dem Flächenraum des Bezirkes zugerechnet wird, ohne seine Bevölkerungsziffer zu vergrößern. Auch das Hauptthal selbst, welches etwa eine halbe Stunde breit ist, hat keinen besonders wohnlichen Charakter. Ziemlich steil und mit bewaldetem Fuß fallen die Nebenketten der Tauern coulissengleich auf einander folgend zum Thale ab, die „Schatt'seite"; sanfter und hoch hinauf bebaut zeigen sich die Hänge des Schiefergebirges, die „Sonnseite". Der Thalgrund ist aber größtentheils und zwar schon von Bruck an um die ganze Südseite des Zellersees herum und aufwärts bis Mittersill versumpft; das heißt entweder mit Schilfgras oder „sauren Wiesen" oder gar mit Nebenwassern, Schotterbänken und Auen der Salzach bedeckt.

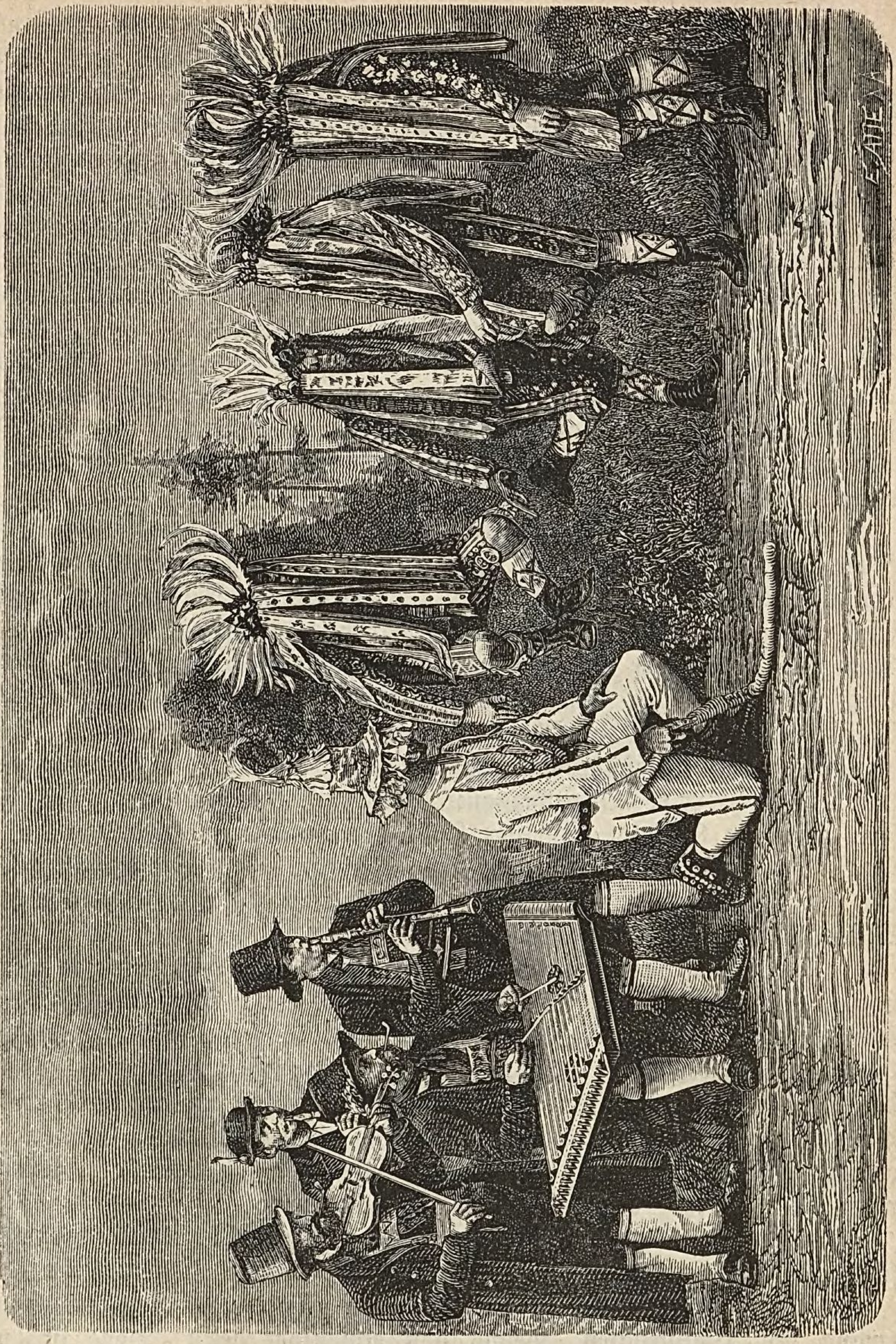
Diese Versumpfung ist das große technische und wirtschaftliche Problem des Oberpinzgaues. Welche Summen, welche Mühe und welches Studium sind im Verlaufe der Jahrhunderte schon hieran gewendet worden! Es wäre zu weitläufig, hier eine Geschichte dieser wahren Danaidenarbeit zu geben. Es genüge, Gründe und Abhilfsmethoden nur anzudeuten. Die Ursachen der Versumpfung sind die Schottermassen, welche bei Hochwässern (meist bei Gewittergüssen) aus den Seitenthälern herausgeschwemmt werden. Und zwar besonders von den kürzeren Tauernthälern und jenen des Schiefergebirges. Nicht selten geschieht es, daß tief gehende Gewitter

ihre ganze Wassermasse in einer hochgelegenen Thalmulde entladen. Unglaubliche Quantitäten stürzen da auf die Hänge nieder, welche theils in Folge ihrer hohen Lage, theils durch die sorglose Wirtschaft der Menschen waldlos sind und daher dem Wasser leichten Ablauf gewähren. Freilich ist es schwer, hier den Wald zu erhalten oder zu erneuern. Denn der große Viehstand, welcher der einzige Reichthum des Pinzgaues ist, fordert gebieterisch weit ausgedehnte Alpenweiden, welche ohne Schädigung desselben nicht verkleinert werden können; anderseits schützt auch der Wald nicht ganz gegen Verplaikung der Hänge. Kurz, die meisten der vielen Wasserrinnen, welche in regelmäßiger Verzweigung sich bis hoch an die Berggrate fortsetzen, haben offene plaikenartige Ränder. Kommen nun außergewöhnliche Regenfluten, so sammelt sich sofort eine ungemeine Wassermenge, und von allen den Ufern lösen sich große Massen von Erdreich und Schotter. Das staut sich nun in den Engen des unteren Bachlaufes leicht an. Die zurückgehaltenen Wasser gewinnen aber hierdurch nur an Stoßkraft, und plötzlich bricht nun das Ganze, halb Wasser, halb Erde, explosionsartig ins Hauptthal heraus. Wehe den Mühlen und Häusern, die an solchem Bache oder nur in seiner Nähe sich befinden. Rasch ist ihre Basis unterwaschen, sie verschwinden in der Flut, oder Schlamm und Geröll legt sich meterhoch um sie herum, außen große und kleine Felsblöcke und Geröll, im Inneren der Stuben, in denen die graue Flut gurgelt, setzt sich schuhtief der feine Glimmersand ab. Die Felder werden mit tiefen Schotterschichten überdeckt. Wo erst der Bach floss, liegt jetzt ein Damm gröbsten Gerölles; wo nebenan Weizenflur war, da sehen wir ein breites und tiefes Rinnsal gegraben. Es gibt keine Ortschaft im Oberpinzgau, welche nicht in höherem oder geringerem Grade einmal der Schauplatz solchen Unheiles gewesen wäre. Jedes Seitenthal hat längst einen breiten und flachen Halbkegel von Geröll vor seine Mündung gelegt, den Hauptfluss an die andere Thalseite gedrängt. Meist fließt der Bach auf der Höhe dieses Kegels, von Dämmen umfaßt; aber bei Hochwasser reißen die Dämme und dann ergießt sich die „Muhre" um so verheerender in die tiefer gelegenen Stellen links und rechts. Und dazu kommt noch, dass die Salzach auf 25.000 m Entfernung von Mittersill bis Bruck nur 29 m Gefälle hat; also bei jeder neuen Vergrößerung eines solchen Schuttkegels weit hinauf angestaut wird, fast alles Gefälle verliert und das ganze Thal unter Wasser setzt. Daher die Verschüttungen so vieler Orte, z. B. Stuhlfeldens im Anfang des 17. Jahrhunderts, Niedernsills 1798, welche so arg waren, dass die damaligen Erdgeschosse der stärkeren Gebäude jetzt Kellerräume darstellen.

Was soll nun dagegen geschehen? Man hat alles in Angriff genommen, was zu thun war. Man versucht die Seitenthäler durch

Klausen zu sperren, in der Weise, dass man Querdämme in denselben errichtet, hinter denen sich die noch nicht vereinigten Schuttmassen ablagern sollen. Man „hängt die Plaiken auf“, d. h. man sucht durch eingeschlagene Zäune von Flechtwerk das rutschende Terrain in Ruhe zu bringen. Man reguliert die Salzach und die Nebenbäche, damit ein geradliniger Lauf dem Wasser und Geröll leichteren Abzug gewähre. Man leitet den Fluss in die tiefsten Sumpfstellen des Thales, die „Lacken“, um diese damit auszuschottern und anzufüllen. Man hat endlich das Felsenriff bei Bruck abgesprengt, um dem ganzen Thal größeres Gefälle zu verschaffen. Und doch! Ein starkes Gewitter spricht oft allem jahrzehntelangen Bemühen Hohn, und Stellen werden verwüstet, welche nachweisbar seit Jahrhunderten für unverletzlich gegolten haben. Wer will den Mächten solcher Alpennatur gebieten? Kaum bezahlt der spärliche Ertrag schlecht gelegener Äcker die enormen Kosten der Hilfswerke. Mit einer Gelassenheit, die den Städter erstaunen macht, trägt der Gebirgsbewohner diese Leiden. Er reinigt das Haus vom Schlamme, er sprengt die größten Felsblöcke, die drohend seinem Hause zunächst liegen geblieben sind, und lässt sich sonst nicht viel anmerken. Der Oberpinzgau theilt übrigens solches Schicksal mit fast allen großen Hauptthälern der Alpen, mit dem Etsch-, Rhein-, Rhone- und Dorathale.

Der Pinzgau, welcher das ganze Längsthal der Salzach, von Lend aufwärts bis zu deren Quelle, ferner das Saalethal von seinem Ursprung bei Zell a. S. im Glemmthal bis gegen Reichenhall zu umfasst, gehört nicht unter jene Besitzungen des Erzstiftes, welche schon aus den ersten Dotationen der agilolfingischen und karolingischen Periode herrühren. Allerdings erwarben die Erzbischöfe schon frühe einzelne Besitzungen innerhalb des Gaues. So z. B. Erzbischof Friedrich um 970 eine Hube in Taxenbach, zu welcher ein „Wald“ gehörte, der sich vom Erlbach — einem Bächlein, das sich in den Zellersee ergießt — bis zum Dientenerbach erstreckt und am rechten Ufer von der „Vusca“ bis zur „Gastuna“. Welche Zeiten, wo die ganze Gruppe des Hundsteins und die Thäler Fusch und Rauris als Zubehör eines einzigen Hofes verhandelt wurden! Die volle Herrschaft über den ganzen Gau erlangten die Erzbischöfe erst 1228. Bis dahin zerfiel der Gau in zwei Grafschaften: Oberpinzgau, welcher von einem Geschlechte, das nach dem Schlosse Mittersill den Namen führte, verwaltet wurde, dann Unter- und Mitterpinzgau, d. h. das Land um den Zellersee und die Saale hinab, in welchem die Herren von Plain die Grafschaft hatten; beide als Lehen der Herzoge von Baiern. In jenem Jahre gaben letztere diese zwei Grafschaften an den König zurück, welcher dann den Erzbischof Eberhard II. damit belehnte.



Der Berchtentanz.

Treten wir unsere Wanderung thalaufwärts an, so durchreisen wir eine größere Anzahl Ortschaften. Diese liegen größtentheils an den Ausgängen der kurzen Thäler des „Sonnberges" und sind daher den Verheerungen der Bäche in hohem Grade ausgesetzt. Die erste bedeutende Gemeinde ist die von Piesendorf, welches für einen der ältesten Orte des Pinzgaues gilt. Dies scheint eine Bestätigung auch darin zu finden, dass Piesendorf der Platz sein soll, an welchem die alten Volksgebräuche sich am lebendigsten erhalten haben. So z. B. der Berchtentanz. In den Tagen zwischen Weihnacht und Heiligen-Dreikönigen wird dieser Tanz von den Burschen aufgeführt. Eine merkwürdige Kleidung — enge Jacke und Kniehose aus geblumtem gelben und rothen Stoffe, sowie eine Mütze, von der eine solche Anzahl rother und gelber Bänder und Federfransen herabhängt, dass der ganze Kopf völlig umhüllt ist — geben dem Tanze, der sich von den gewöhnlichen Tänzen nicht sehr unterscheidet, einen höchst phantastischen Charakter.

Nicht weit oberhalb Piesendorf liegt Walchen, wo die Grenze von Ober- und Unterpinzgau läuft. In der Nähe finden sich noch die Spuren des alten Schlosses Walchen, wo ein angesehenes mittelalterliches Geschlecht seinen Sitz hatte, dem der Erzbischof Friedrich II., 1270—1284, entstammte. Nach der Zerstörung von 1526 wurde es nicht wieder aufgebaut. Uttendorf liegt gegenüber dem Ausgange des Stubachthales. Stuhlfelden ist die älteste Pfarre des Oberpinzgaues, jetzt Dechantei. Es war längere Zeit Sitz eines erzbischöflichen „Kellneramtes". Eine Stunde später treffen wir den Hauptort des Oberpinzgaues, Mittersill, zwischen Sümpfen gelegen. Das stattliche Schloss auf einer Höhe des Sonnberges war der Sitz der Grafen von Mittersill, dann der erzbischöflichen Pfleger, war bis jetzt der des Bezirksgerichtes, in Zukunft dürfte es zur Ruine verfallen. Bei Mittersill mündet das Velberthal.

In Bramberg wurde ein in kleinem Kreise berühmter Mann geboren, nämlich der geographische Autodidakt Josef Fürstaller, der, ein sehr einfacher Mann, Mesner und Schullehrer, schon im vorigen Jahrhundert einen Atlas von Salzburg, dann einen großen Globus und anderes der Art verfertigt hat. Aus dieser Gegend stammte auch der Anführer der Bauern bei ihrem Aufstande von 1525, nämlich Michael Gruber. Da er im nächsten Jahre, als die Bauern wieder losschlugen, dem beschworenen Frieden treu blieb, so rettete er sein Haupt.

Die letzte Gemeinde des Hauptthales ist Wald, deren oberste Ortschaft Ronach bereits nahe der Wasserscheide des Gerlospasses liegt.

Am Ausgange der beiden Sulzbachthäler findet sich eine Erweiterung des Hauptthales, welche das Rosenthal heißt. Diese ist nicht bloß durch eine prächtige Aussicht auf den Venediger, sondern auch durch

Sagen berühmt. Ein großer erratischer Block aus dem Sulzbachthale soll vom Teufel herbeigeschleppt worden sein, um auf Beschwörung eines Feindes auf die benachbarte Hieburg herabgeschleudert zu werden. Als aber das Aveglöckchen von der Burg ertönte, musste der Teufel den Stein fallen lassen, und so blieb er denn auf freiem Felde liegen. Hier mündet auch der unruhigste und gefährlichste aller Sonnseitbäche, der Dürenbach; darum haust in seiner Au der „Dürenbachputz“.

Westlich vom Kaprunerthal folgen noch sieben parallele Tauernquerthäler. Wollten wir sie alle durchwandern, so würde ich fürchten, der freundliche Leser, welcher sich meiner Führung anvertraut hat und mir schon in vier solche Thäler gefolgt ist, könnte sich über eine gewisse Monotonie beklagen. Denn wenn auch ohne Zweifel jedes Thal schöne Gletscherlandschaften im Hintergrunde, malerische Engen und Wasserfälle, sowie liebliche Thalbecken in seinem Verlaufe aufweist, so ist doch die allgemeine Anlage und infolge dessen die Art der Landschaft in den einzelnen sehr ähnlich, was noch dadurch gesteigert wird, dass fast keine menschliche Ansiedlung mit Ausnahme von Alpenhütten die Einsamkeit stört. So will ich nur das Unterscheidende kurz hervorheben.

Das Stubachthal, das bei Uttendorf mündet, zieht noch zu den Gletschern der Glocknergruppe hinan. Es hat ähnlich wie die Rauris zwei Äste, von denen ebenfalls der westliche, die Dorfer-Öd, der untergeordnete ist. Das Hauptthal erhebt sich in mehreren sehr kurzen und steilen Stufen zu einer sehr merkwürdigen Bildung des Thalschlusses, denn dieser gabelt sich abermals; aber die beiden Äste, welche ganz parallel laufen, sind nur durch einen niederen Rücken, den Schafbüchel, getrennt, der sich über den höher gelegenen Ast, das Tauernmoos, nur um etwa 200 m erhebt, ja weiter zurück fast ganz verschwindet. Beide Äste sind durch sehr hoch gelegene Seen geziert, von denen besonders der Weißsee durch die Schönheit der Lage ausgezeichnet ist. Leider hat sich der Gletscher, dessen Trümmer früher in ihm herumschwammen, wie die Eisberge in einem grönländischen Fjord, so zurückgezogen, dass diese charakteristische Erscheinung kaum mehr vorkommen dürfte. Im Hintergrunde des einen Astes führt der Kalsertauern hinüber in das tirolische Kals, ein langer und beschwerlicher Weg; den Schluss des anderen erfüllt der Ödenwinkel-Gletscher, der von schwer ersteiglichen Wänden eingefasst ist, auf deren Höhe der große Pasterzengletscher lagert. Der Alpenverein hat das Stubachthal durch Herstellung eines guten Weges und Erbauung einer Unterkunftshütte, die den Namen Sr. kais. Hoheit unseres durchlauchtigsten Kronprinzen trägt, erst bequemer zugänglich gemacht. Es gehört ohne Zweifel zu den landschaftlich schönsten und abwechselndsten unter allen Tauernthälern.

Dies könnte man nicht behaupten von dem nächstfolgenden Velberthal, welches bei Mittersill mündet. Es scheidet nach der Ansicht der Orographen die Tauernkette in die zwei Theile, welche nach ihren höchsten Punkten Glockner- und Venedigergruppe genannt werden. Es gabelt sich ebenfalls in zwei Äste, wovon der kürzere westliche zu einem der niedrigsten Tauern, dem Velbertauern 2540 m, führt, der noch jetzt ziemlich stark begangen wird und wahrscheinlich schon zur Römerzeit benützt wurde, da sich nahe dem Thaleingang römische Reste gefunden haben; der andere Ast verläuft in einem unbedeutenden Gletscher. Auch hier finden sich auf mehreren Thalstufen Seen.

In den untersten Theilen der beiden genannten Thäler liegen noch einige Bauernhöfe, im Stubachthal die dreier besonders reicher Bauern, welche deshalb die drei Könige des Pinzgaues genannt wurden; im Velberthal unter anderem zwei Tauernhäuser.

Die nächsten beiden Seitenthäler sind das Hollersbacher- und Habacherthal. Ziemlich enge, nur mit Alphütten besetzte Schluchten, welche in mehreren Stufen zu den Gletschern der Venedigergruppe hinanziehen. Im Habachthal wurde eine Zeit lang ein Bergbau auf Smaragde betrieben. Noch wilder, aber auch landschaftlich großartiger sind die zwei nächstfolgenden: Ober- und Untersulzbach. Dort, wo sich ihr Scheiderücken vom Hauptkamme abzweigt, steht der höchste Gipfel der westlichen Tauern, zugleich der höchste Punkt des Landes Salzburg, der Groß-Venediger, 3673 m. Nicht eine isolierte Nadel wie Wiesbachhorn oder Großglockner, sondern eine nicht sehr bedeutende Erhebung innerhalb eines ganzen Systems von Hochmulden, Anfängen von Thälern, die von hier nach allen Seiten ausstrahlen, ist seine Spitze allerdings ohne Kletterkünste, aber nur nach langen Wanderungen über ausgedehnte Firnfelder und große Gletscher zu erreichen. Dass er seinen Namen nicht davon tragen kann, dass man von ihm aus die Stadt Venedig sehen könne, ist zweifellos, da er ihn schon besaß, bevor man 1841 zum erstenmale seine Zinne erreichte. Auch wird es niemand, der über die Sehmöglichkeiten alpiner Aussichtspunkte nur im entferntesten ein Urtheil hat, einfallen, eine wirkliche Sichtbarkeit Venedigs behaupten zu wollen, wenn auch die mathematische Möglichkeit gegeben ist. Die Expedition von 1841 ist berühmt durch die große Zahl von Theilnehmern — unter denen sich auch der unlängst verstorbene Minister von Lasser, damals noch Rechtspraktikant, sowie der nachmals als Alpenreisender so bekannt gewordene Dr. A. v. Ruthner befanden — sowie durch eine sehr anziehend, aber auch sehr überschwänglich gehaltene Beschreibung dieser Tour, welche der damalige Pfleger von Mittersill, Ignaz von Kürsinger, verfasst hat; ein Mann voll Schwung und Energie, aber auch nicht frei von Phantasterei

und mancherlei Sonderbarkeiten, dessen so ganz von der Amtsschablone abweichende Thätigkeit noch heute nicht aus dem Gedächtnis der Menschen verschwunden ist. Schon 12 Jahre früher hatte der erlauchte Alpenfreund Erzherzog Johann, dessen Spuren man überall in den österreichischen Alpen begegnet, einen Versuch der Ersteigung gemacht; er scheiterte an Neuschnee und Lawinengefahr. Jetzt erreicht man den Venediger von der Tirolerseite aus sehr bequem in drei Stunden von der zum Übernachten erbauten Schutzhütte.



Krimmler Wasserfälle.

Der Gletscher des Obersulzbachthales gehört unter die größten der Alpen und zeigt alle charakteristischen Erscheinungen eines solchen in hervorragendem Maße. Sein weiter Circus ist umgeben von einer Anzahl schöngeformter Bergspitzen, sein Eisstrom setzt mit einem herrlichen Absturz über eine Thalstufe herab; die zahllosen Schründe mit ihren blauen Schatten, das Gewirre von Eisnadeln und aufgerichteten Eiswänden gewährt einen höchst merkwürdigen Anblick. Besonders günstig zur Betrachtung dieses großartigen Thalschlusses liegt ein Punkt an der rechten Thalwand, im Keeskahr, wo Kürsinger eine Unterstandshütte für Venedigerbesteiger hat erbauen lassen, welche 1875

in größerem Maßstabe wieder errichtet worden ist. Von da aus entfaltet sich eine Gletscherrundschau, welche von Kennern für eine der schönsten in den gesammten Alpen gehalten wird. Leider wird diese Gegend, wie der gesammte Oberpinzgau, gegenwärtig verhältnismäßig wenig besucht, da das reisende Publicum durch die vielen Gebirgsbahnen so verwöhnt ist, dass es sich zu tagelangen Wagenfahrten kaum mehr entschließen kann.

Allerdings besitzt der Oberpinzgau in seinem hintersten Winkel noch eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges. Das letzte der Querthäler, welche in das Salzachthal münden, ist das von Krimml. Dieses unterscheidet sich von allen anderen durch die Höhe jener Thalstufe, welche sich beim Ausgange des Thales befindet. Die Thalsohle hat eine Seehöhe von 1500 m, von welcher sie in zwei nahe aufeinanderfolgenden Absätzen zur Tiefe von 900 m abstürzt. Dadurch entstehen die berühmten Krimmler Fälle, die größten und großartigsten des gesammten Alpengebietes, in dem es nicht ein zweitesmal vorkommt, dass ein so starker Bach über so hohe Stufen herabfällt. Die beigegebene Zeichnung illustriert sehr anschaulich die ganze Situation, wenn sie auch kaum im Stande ist, die ungemein großen Entfernungen, die Höhe der überwundenen Thalriegel, die Wucht der stürzenden Wassermassen, die Gewalt, mit welcher der Wasserstaub dem Beschauer ins Gesicht stürmt, die ernste Wildheit des Ganzen zum Ausdruck zu bringen.

Die Krimmler Ache ist ihrer Größe nach die Hauptquelle der Salzach. Kurz vor Krimml geht nämlich die regelmäßige Längsthalbildung, welche wir von St. Johann an 80 km lang aufwärts verfolgt haben, zu Ende. Der Bach, welcher von seiner Quelle ab den Namen Salzach führt, entspringt eigentlich in dem nördlichen Schiefergebirge in einem hochgelegenen Seitenthale, während ein Bergrücken von etwa 1400 m Höhe sich quer vor die Fortsetzung des Längenthales schiebt: die sogenannte Gerlosplatte, über welche ein schlechter Fahrweg hinüber in das tirolische Gerlosthal führt, welches die ost-westliche Richtung des Salzachthales zwar aufnimmt, aber nicht als selbständiges Längenthal, sondern nur als Seitenzweig des größeren Zillerthales. Merkwürdigerweise läuft die Landesgrenze nicht auf der Wasserscheide, sondern greift über dieselbe so weit hinüber, dass noch ein kurzes Parallelthal zu den übrigen Tauernthälern, das wilde Gerlosthal, welches aber völlig unbewohnt ist, zum Lande Salzburg gerechnet wird.

Bevor wir vom Oberpinzgau scheiden, müssen wir noch einen Blick auf das Schiefergebirge werfen, welches denselben im Norden begleitet und begrenzt. Es nimmt von Osten nach Westen an Höhe und Schroffheit der Formen allmählich zu. Schon der Gaisstein ober Mittersill, 2361 m, ragt durch thurmartige Bildung und größere Höhe wesentlich vor seinen

Nachbarn hervor. Es folgt dann noch eine tiefe Einsenkung, der Pass Thurn, 1275 m, über welchen eine treffliche Kunststraße führt, zu deren Bau häufig die Granitblöcke verwendet wurden, welche die alten Gletscher der Eiszeit von den Kuppen des Venedigers hierhergebracht und in langen Reihen abgelagert haben. Man gelangt über diesen Pass nach Kitzbüchel, dem Hauptorte des nordöstlichen Tirols, ein Weg, der in früherer Zeit in Verbindung mit dem Velbertauern eine größere Bedeutung beanspruchte und auch dem italienischen Handel diente. Weiter westlich



Saalfelden.

erheben sich die Gipfel immer mehr, die Thäler werden immer länger und ausgebildeter, bis endlich in der Nähe der Salzachquelle ein Charakter entwickelt ist, der dem der Tauern sehr ähnlich ist, nur dass die Erhebung über die Schneegrenze fehlt. Der höchste Gipfel der ganzen Gruppe ist der Thorhelm mit 2532 m, der jedoch bereits in Tirol liegt.

Kehren wir von den Gletschern und Wasserstürzen Oberpinzgaus nach dem salzburgischen Interlaken, Zell am See, zurück und vertrauen wir uns ein letztes Mal der Gebirgsbahn an. Sie bringt uns in 25 Minuten (gleich drei Stunden Fußwanderung) an das Nordende des

Zeller Bodens, wo, in der allgemeinen Lage mit Werfen zu vergleichen, doch in viel weiterem Thale und mit großartigerem Ausblick gegen Süden Saalfelden liegt, den Eingang zu den Engpässen des Kalkgebirges beherrschend. Es ist ein schöner, fruchtbarer Boden. Schon zur Zeit Arnos erwarben die Erzbischöfe hier Besitz, später bauten mehrere Adelsgeschlechter hier ihre Burgen. Es stehen noch einige hiervon. So das schon genannte Dorfheim, dann Farmach, endlich hoch auf einem Ausläufer des Steinernen Meeres in weithin sichtbarer Lage: Lichtenberg. Noch heute stehen Mauern und Thürme, Säle und Corridore, wie sie einst von den gedemüthigten Bauern nach der Zerstörung von 1526 wieder errichtet werden mussten. Doch die innere Einrichtung wurde auf das rücksichtsloseste behandelt, ja fast alles, was nicht niet- und nagelfest war, verschleppt, als das Schloss aufhörte Staatseigenthum zu sein. Jetzt bewohnt ein Bauer die stattlichen Räume. Prachtvoll ist der Blick von hier über den fruchtbaren Thalboden und den Zellersee auf die Häupter der Glocknergruppe. Einige Minuten hinter dem Schlosse befindet sich eine Einsiedelei — eine wirkliche, noch heute benutzte Einsiedelei. Einige kleine Kämmerlein sind an den Felsen angebaut; auch eine kleine Capelle, wo alljährlich einmal Gottesdienst gehalten wird. Der Einsiedlerposten wird von der Gemeinde Saalfelden nur an würdige Personen vergeben; jetzt haust ein ehemaliger Soldat dort, der von den Bauern sich seinen Unterhalt erbettelt. Auch hier also behördliche Beaufsichtigung und polizeiliche Ordnung; welche Ironie auf den Begriff der einsiedlerischen Askese! Doch nach dem, was wir schon im vorigen Jahrhundert von dem Treiben solcher Einsiedler lesen, ist es nicht ohne Grund geschehen, wenn auch da der Staat intervenierte.

Saalfelden ist ein ansehnlicher Markt mit zum Theile städtischen Häusern und einer hochstehenden, in neuerer Zeit nicht unglücklich restaurierten Kirche. Hier liegt einer der merkwürdigsten Männer Salzburgs im 16. Jahrhundert begraben, der Bischof von Chiemsee, Bernhard Pirstinger, welcher die Streitfragen und Schäden in der Kirche, die zum Auftreten Luther's Anlass gegeben hatten, in der ernstesten und tiefsinnigsten Weise zum Gegenstand seines Studiums machte, zu diesem Ende sein Bisthum aufgab und sich in die Einsamkeit erst nach Raitenhaslach, dann nach Saalfelden zurückzog. Seine Werke, besonders seine „Deutsche Theologey“, sind höchst bedeutende Leistungen in echt christlichem Geiste und Versuche, die Kirche ohne Abfall und Trennung zu reformieren.

Von Saalfelden zieht sich nach Osten unter den Mauern des Steinernen Meeres hin das Thal von Urschlau, von welchem man über ein rauhes und beschwerliches Joch in das hinterste Blühnbachthal und über sanfte Matten nach Dienten und weiter nach Mühlbach gelangen

kann; eine innere Verbindung des Mitterpinzgaues mit dem Pongau. Auch nach Westen öffnet sich bei Saalfelden ein Thal, das von Leogang, welches die Gebirgsbahn benutzt, um über die Wasserscheide des Passes Griesen (969 m) in das Flussgebiet der Kitzbüchler Ache zu gelangen. Drohend blickt das 2630 m hohe Birnhorn auf diese Gegend herab.

Die Saale folgt aber bekanntlich keinem dieser beiden Thäler, so weit sie sich zu öffnen scheinen, sondern durchbricht in einem Spalt, ähnlich dem Pass Lueg, die ganze Breite des Kalkgebirges. Und was das merkwürdigste ist, der Fluss ist mit der Durchsägung dieser Massen so völlig zu Ende gekommen, dass ihm nichts mehr zu thun übrig blieb, und keinerlei Wasserfall, Klamm oder Stromschnelle als Rest einstiger größerer Arbeit sichtbar ist; vielmehr ist der etwa 500 m breite Thalboden ganz eben, und die Saale fließt mit mäßiger Geschwindigkeit und geringem Gefälle (50 auf 10.000 m) durch ein schönes Wiesenthal. Links und rechts starren freilich hohe und rauhe Wände, welche zahlreiche Trümmer bis auf die Thalsohle schicken; und da bei Anlage der Straße hierauf wenig Rücksicht genommen wurde, so war auch diese hier und da bedroht; in der Gegenwart ist sie stellenweise in die sichere Thalmitte verlegt worden. Bei Oberweißbach zweigt sich rechts eine Straße ab, auf welcher man über den prächtigen Hirschbühelpass nach Berchtesgaden gelangt. Am Ausgange des kleinen Seitenthales, durch welches sie führt, ist eine tiefe Klamm in den Kalkfels ausgehöhlt, die Seissenberg-Klamm, welche zwar nicht durch die Wassermenge, aber durch ihre außerordentliche Enge und bedeutende Tiefe ausgezeichnet ist, so dass kaum ein Lichtstrahl ins Innere dringen kann. Die muschelförmigen Auswaschungen, wie sie von dem im Wirbel herumgetriebenen Bachschotter hervorgebracht werden, sind hier besonders deutlich zu sehen.

Der Saale folgend gelangen wir zu einer Höhle, dem Lambrechtsofenloch, welche nur im Winter zugänglich ist, wenn der den Eingang sperrende Wassertümpel gefriert. Hier ist der Sitz einer alten Sage; der letzte Besitzer der benachbarten, jetzt fast ganz verschwundenen Lambrechtsburg soll seine Schätze milden Stiftungen bestimmt, seine Tochter aber sie hier vergraben haben. Zur Strafe muss sie dieselben jetzt in jener Höhle bewachen. Und das thut sie so sorgfältig, dass noch keiner der vielen Schatzgräber, welche seit Jahrhunderten sich hier bemüht haben etwas davon gefunden hat.

Etwa 2½ Stunden Gehzeit von Frohnwies (6½ von Saalfelden) erweitert sich das Thal nach einer engen Stelle, dem Pass Luftenstein, den früher eine der vielen Paris Lodron'schen Befestigungen schützte.

Wir befinden uns in einer Thalweitung, welche besonders durch ein von links her mündendes Seitenthal hervorgerufen wird. Mehrere

Ortschaften beleben die Gegend, welche übrigens noch immer enge und einsam genug aussieht. Die wichtigste ist der Markt Lofer. Wir werden einen Anblick seiner Lage am besten dann gewinnen, wenn wir auf den Calvarienberg steigen und uns nun umwendend nach Süden blicken, von wo wir hergekommen sind. Ein sehr malerisches und ernstes Hochgebirgsbild zeigt sich. So lange wir in den Hohlwegen steckten, sahen wir nichts von den Bergen als ihre untersten steilen Abstürze; jetzt erst gewahren wir die zackigen Gipfel. Es sind die Loferer Steinberge mit dem 2503 m hohen Hinterhorn, dem Reif- und Ochsenhorn, welche jetzt dem Markt Lofer zum Hintergrund dienen. Einige kurze wald- und felsumschlossene Thäler ziehen zu ihnen hinan, in deren einem die stattliche Wallfahrtskirche Maria-Kirchenthal liegt, welche 1701 erbaut wurde.

Das erwähnte Seitenthal führt nach Waidring in Tirol und somit ebenfalls in das Gebiet der Kitzbüchler Ache. Nicht weit von Lofer befindet sich eine Thalenge, in welcher, wie in so vielen anderen, unter Erzbischof Paris zur Zeit des 30jährigen Krieges eine Befestigung zum Schutze des Landes errichtet wurde, der Pass Strub.

Wenn auch damals diese Vorsichtsmaßregeln überflüssig waren, so kam doch eine Zeit, wo alle diese Orte eine weltgeschichtliche Rolle spielen und ein wilder Kriegssturm über sie hinbrausen sollte. Es war dies in den napoleonischen Kriegen von 1800, 1805 und besonders 1809.

Zum Verständnis der Ereignisse wollen wir aber die kurze Wanderung die Saale abwärts bis zur Landesgrenze vollenden. Das Thal ändert unterhalb Lofer insofern seinen Charakter, als zwar die Berge auf beiden Seiten niedriger werden und nicht in so geschlossenen hohen Felsmassen auftreten wie in den Hohlwegen, hingegen die Thalsohle unregelmäßiger und unebener wird. Wiederholt treten niedrige vorgebirgähnliche Felsrücken mitten ins Thal, engen den Fluss ein und zwingen die Straße, entweder sich mühsam zwischen Fels und Wasser durchzuzwängen oder den Felsrücken zu ersteigen, um jenseits eben so tief in eine Thalweitung hinabzusinken, welche aber bald von einer neuen Enge gesperrt wird. So folgt hinter Lofer der Kniepass, hierauf das Becken von Unken — ein in engerem Kreise beliebter Badeort — dann der Steinpass mit der österreichisch-baierischen Grenze; hierauf das Becken von Schnaizlreut; endlich nach dem Passe von Nesselgraben die weite Thalbucht von Reichenhall, womit die Salzburger Ebene erreicht ist. Ein Terrain, welches im Gebirgskriege ebenso zur Vertheidigung geeignet ist, wie es den Angriff doch nicht ganz aussichtslos erscheinen lässt, da die wenig hohen Alpenplateaux besonders der westlichen Thalseite Umgehungen nicht ausschließen. Für einen Feind, welcher Nordtirol von der Seite der baierischen Ebene angreift, hat diese Gegend vollends die

größte Bedeutung, weil sowohl der Pass Strub, als die Hohlwege ihn hinter die Vertheidigungslinie der Kalkgebirgskette führen und diese sofort aufgegeben werden muss, wenn einer jener Punkte genommen ist. Da nun eine solche kriegerische Constellation in jenen Jahren mehreremals sich ergab, so waren die heftigsten Kämpfe die Folge.

Im December des Jahres 1800 maßen sich Franzosen und Österreicher auf der Ebene zwischen Inn und Isar. Die Schlacht von Hohenlinden am 3. entschied zu unseren Ungunsten und schon am 15. rückten die Franzosen in Salzburg ein. Da aber Nordtirol noch in österreichischen Händen war, wurden schon gleichzeitig Vertheidigungsanstalten im Saalethal getroffen, während die Franzosen von Reichenhall aus Vorstöße in das Gebirge versuchten. Die Pinzgauer und Nordtiroler schlossen sich den österreichischen Truppen sofort an, und es kam in den Tagen vom 18. bis 26. December zu einer Anzahl hartnäckiger Gefechte in der Gegend des Steinpasses, bei welchen die Franzosen den Kürzeren zogen. Der eben damals zu Steyer abgeschlossene Waffenstillstand machte aber dem Kampfe ein Ende und die Landesvertheidiger mussten nach Hause ziehen, was sie nur nach lebhaftem Sträuben thaten; ein erstes Zeichen für die Franzosen, was sie von den Gebirgsvölkern noch zu erwarten hätten.

Im Jahre 1805 wiederholte sich die kriegerische Lage in so fern, als die Franzosen nach den Erfolgen von Ulm abermals nach Osten zogen, Tirol hingegen noch in unserem Besitze war. Die Franzosen, mit denen damals zum erstenmale auch die Baiern verbunden waren, suchten mit Gewalt durch alle salzburgischen Gebirgspässe einzudringen. Es gelang Kellermann, den Pass Lueg zu forcieren, ferner dem baierischen General Deroy, die Stellung am Botenbühel zu überrumpeln und bis Lofer vorzudringen. Doch an der damals noch unversehrten Befestigung des Passes Strub und der Tapferkeit der österreichischen Besatzung (1400 Mann und 2000 Tiroler Schützen) scheiterte sein Glück. Zwei Tage (am 2. und 3. November) bestürmten die Baiern vergeblich die alten Mauern. Das winterliche Gefilde bedeckte sich mit Blut und Leichen, aber alles war umsonst. Deroy selbst wurde verwundet und musste sich sogar hinter Lofer zurückziehen. Aber auch diesmal machte eine anderswo gefallene Entscheidung den Sieg zu nichte. Der französische Marschall Ney überrumpelte den Scharnitzpass bei Innsbruck, und so musste ganz Tirol von den Österreichern geräumt werden.

Zum drittenmale erneute sich das grausame Kriegsspiel im Jahre 1809. Auch diesmal beherrschten die Franzosen Salzburg und die Ebene, das tirolische Gebirgsland hatte sich aber in heldenmüthigem Aufschwunge seiner Feinde entledigt, und es galt nun, sich in seiner Bergesfeste gegen einen abermaligen Verlust der Freiheit zu schützen.

Lange war die Vertheidigungslinie und nur gering die Zahl der österreichischen Truppen, welche den tapferen Schützen zur Seite stand. So war der Pass Strub nur von einer Compagnie Infanterie und 2 Schützen-Compagnien, zusammen etwa 300 Mann, vertheidigt, als die Baiern unter dem geschickten und energischen Wrede am 11. Mai gegen ihn vordrangen. Hartnäckig war die Vertheidigung; aber die Übermacht war zu groß und die 1805 niedergerissenen Befestigungen nur nothdürftig wieder hergestellt. Den ganzen Tag hielt sich die schwache Schar. Aber es kam keine Verstärkung, die Männer sanken hin, die Kanonen wurden unbrauchbar, und als vollends eine Umgehung über die Höhe der Loferer Alpe sich bemerkbar machte, musste die Stellung aufgegeben werden. Der größte Theil der Österreicher war geblieben, während die Mehrzahl der Tiroler, welche der tapfere Obpacher geführt hatte, glücklich entkam. Unter schweren Plünderungen, welche die erbitterten Sieger an den Bauern verübten, zog Wrede nach Waidring und weiter nach Innsbruck.

Aber der Boden Tirols sollte den Franzosen und ihren Verbündeten in diesem Jahre kein Heil bringen. Kaum gewonnen, war das Land Ende Mai schon wieder verloren, und nachdem es im Juli nach dem Waffenstillstand von Znaim abermals besetzt worden, folgten im August die blutigen Tage der Sachsenklemme und der Pontlatzerbrücke und Tirol war abermals frei. Ja nicht bloß frei, sondern die Helden, welche damals in Tirol geboten, glaubten sogar durch Angriffe in die Nachbargegenden in den Gang des großen Krieges eingreifen zu können, welcher damals leider! schon entschieden war. Besonders waren es Speckbacher und Haspinger, welche eine Überrumplung Salzburgs planten. Während letzterer über Werfen vorrückend thatsächlich den Pass Lueg überwältigte und bis Hallein vordrang, fiel dem ersteren die Erzwingung der Pässe des Saalethales zu. Mit ausgezeichneter Benützung der Bodengestaltung wusste dieses natürliche militärische Genie den größten Erfolg zu erringen. Während die Baiern als Spitzen ihrer Aufstellung die Pässe Strub und Luftenstein innehatten und ihre Macht auf einer Linie von 6 Stunden Länge verstreut stand, griff Speckbacher nicht bloß die genannten Endpunkte an, sondern schickte auch Abtheilungen über die Plateaux der Loferer Alp und durch die Seitenthäler, so dass die Lage der Baiern, welche in Lofer, Unken und Melleck sich gleichzeitig angegriffen sahen, wahrhaft verzweiflungsvoll wurde. Ihre Rückzugslinie war mehrfach unterbrochen, und selbst der tapferste Widerstand konnte nicht vor völliger Auflösung und den schwersten Verlusten schützen. Am 25. September abends konnten die Wachtfeuer der beiden siegreichen Tiroler-Scharen von Hohensalzburg aus gesehen werden; die beiden Abtheilungen setzten sich über Berchtesgaden in Verbindung. Doch konnte man auf einen Angriff

gegen das feste Salzburg nicht denken; hierzu war man zu schwach. Auch war die Zeit der Erfolge für Tirol vorüber. Eben damals hatte Napoleon den günstigen Frieden von Schönbrunn abgeschlossen und ertheilte den Befehl, Tirol um jeden Preis zu bändigen.

Schon am 3. October war Haspinger nach einem unglücklichen Gefecht bei Oberalm in den Pass Lueg zurückgeworfen worden; und am 17. October erhob man sich zum Schlage gegen Speckbacher. Konnten die Baiern umgangen werden, so war das bei den unregulären Tiroler-Schützen, welche durch übles Herbstwetter von ihren Wachposten auf den Alpen sich hatten vertreiben lassen, noch leichter. Jäger und Forstleute aus Reichenhall führten die baierischen Colonnen in der Nacht auf Alpenpfaden den Tirolern in den Rücken. Speckbacher entgieng zu Unken nur durch seine außergewöhnliche Kühnheit und Körperkraft der Gefangennehmung; sein Sohn Anderl, seine Schriften und sein Säbel fielen den Siegern in die Hände. Nie in diesem glorreichen Kriege haben die Tiroler schwerere Verluste erlitten. Schon am nächsten Tag fiel der Pass Strub, am 19. die Hohlwege und am 20. der Pass Lueg. Es war der Beginn der Katastrophe des tirolischen Heldenjahres. An allen Kämpfen nahmen übrigens salzburgische Compagnien, welche nach dem Muster der tirolischen organisiert waren, Antheil.

---

7. Das salzburgische Ennsthal und der Lungau.

Vor Lichtmess ist die Kälten im Thal, und nach Lichtmess auf'm Berg.

Bauernregel.

(Die Wagreinerhöhe. — Radstadt. — Der Tauern. — Römerstraßen. — Überblick über den Lungau.)

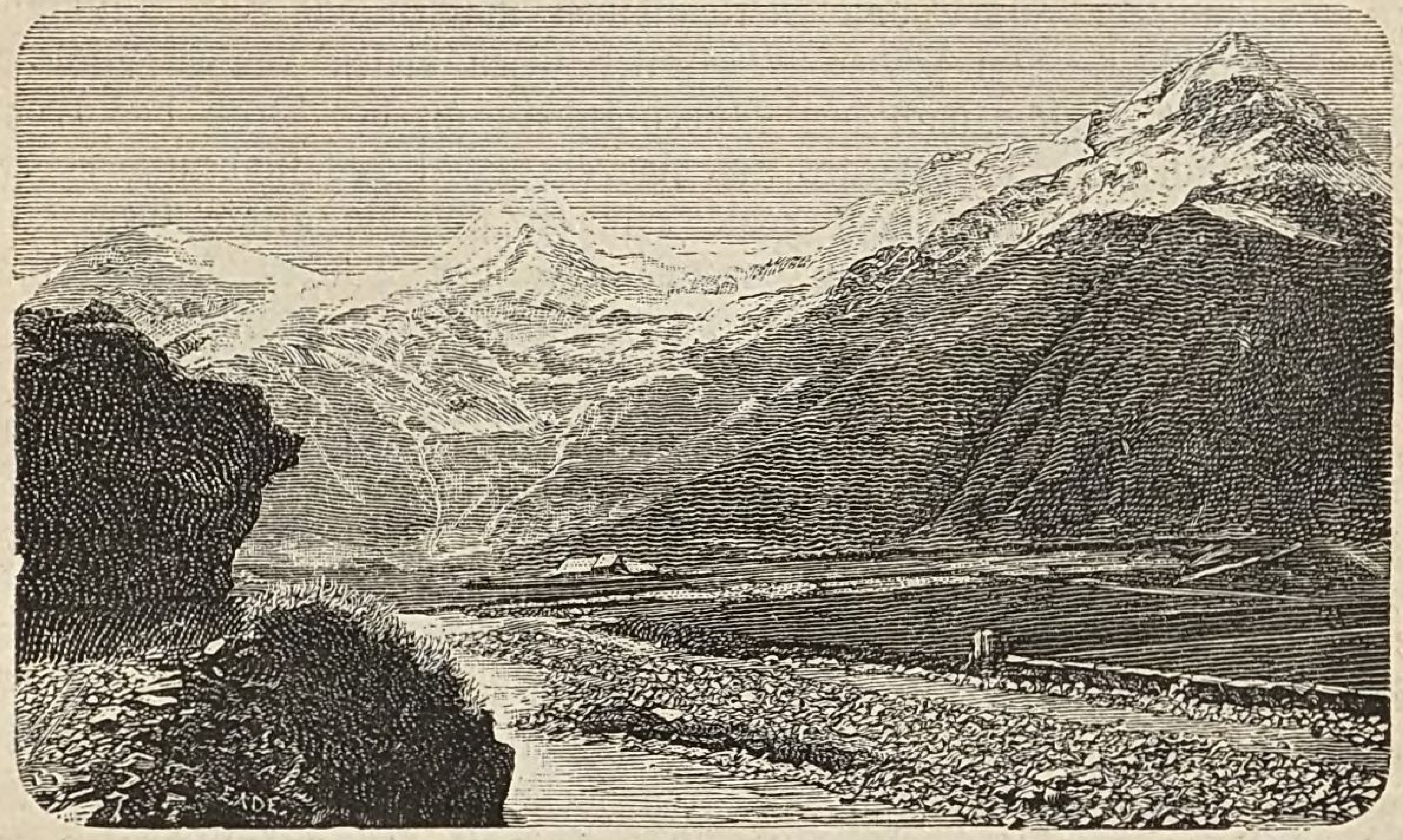
Es wurde schon hervorgehoben, dass die Längsthalfurche, welche von der Gerlosplatte bis St. Johann sich erstreckt, mit der Umbiegung der Salzach an dieser Stelle nicht zu Ende geht, sondern dass diese natürliche und jedenfalls schon in hohe geologische Alter zurückreichende Hauptfurche, welche Kalk- und Centralalpen scheidet, eigentlich schon jenseits des Arlberges begonnen und sich mit mancherlei Unterbrechungen und Störungen und wiederholtem Wechsel des Flussgebietes bis hierher erhalten hat, auch noch weiter nach Osten sich fortsetzt, um erst in den unregelmäßigen Anhäufungen der letzten niederen Alpengruppen sich völlig zu verlieren.

Besehen wir uns das merkwürdige Schauspiel etwas näher, wie in ein und derselben Thalfurche ein Fluss von dem andern abgelöst wird. Zunächst bemerken wir am rechten Salzachufer anstatt der Fortsetzung des Thales eine waldige Berggruppe von ziemlicher Ausdehnung, welche im Hochgründeck die Höhe von 1827 m erreicht. Südlich und nördlich dieser Gruppe führen Seitenthäler von ziemlich starkem Gefälle östlich hinan. Nach einem Lauf von 10 bis 15 km und nachdem wir uns mehr als 300 m über den Boden des Salzachthales bei St. Johann erhoben haben, gehen die Thäler zu Ende. Sie sind aber nicht durch hohe Bergzirkel abgeschlossen, wie etwa die Tauernthäler, sondern nur durch unbedeutende Erhebungen und Terrainwellen. Wir überschreiten diese und befinden uns plötzlich auf einer Art Hochebene, welche nördlich von den Vorbergen der Kalkalpen, südlich von den Tauern begrenzt erscheint. Ein Bach, der aus einem Tauernseitenthal strömt, durchfließt den Boden in östlicher Richtung; es ist die Enns. Blicken wir ihr nach, so sehen wir die ganz regelmäßige Fortsetzung des Längenthales vor uns. Aber wir befinden uns gewissermaßen um ein Stockwerk höher, als im letzten Theile des Salzachthales. St. Johann liegt 568 m hoch, der Punkt, wo das eigentliche Ennsthal beginnt, 877 m, und es bedarf eines Laufes von mehr als 100 km, bis die Enns (und zwar erst in der Mitte des bekannten Engpasses des „Gesäuses“) die gleiche Tiefe erreicht, in welcher St. Johann liegt.

Die zwei erwähnten Verbindungsthäler sind sehr verschiedener Natur. Ganz nahe bei St. Johann mündet das eine südliche, das Klein-Arlthal. Es ist eigentlich auch ein Tauernquerthal; dort, wo es aber die Hauptkette verlässt, findet es kein Längsthal, sondern es sucht sich seinen Ausweg in der Weise, dass es scharf nach Westen umbiegt und nach kurzem Lauf mit starkem Gefäll die Salzach erreicht. Von diesem Umbuge bis zum Ennsthal führt ein kurzes Thalstück, das jetzt fast ohne nennenswerten Bach, deutliche Spuren davon an sich trägt, dass die Kleinarler-Ache einst zur Enns abgeflossen ist.

Das zweite der genannten Seitenthäler ist das Fritzthal. Etwas unterhalb Bischofshofen bricht es als enge Schlucht aus dem bewaldeten und bebauten Hügellande, welches dort die rechtseitige Grenze des Salzachthales bildet. Die Eisenbahn, welche von Bischofshofen östlich abzweigt, und dem Ennsthal folgend in Steinach an die Salzkammergutbahn und in Selzthal unweit Admont an die Rudolfsbahn sich anschließt, folgt dem gleichmäßig eng bleibenden Thale. An dem ehemaligen Eisenwerk Hüttau vorbei, dessen leere Werksgebäude deutlich von dem gegenwärtigen Stande der Eisenindustrie sprechen, gelangt die Bahn unter starker Steigung und mancherlei Hindernissen zu einer Stelle, wo von rechts ein

Seitenthal ziemlich hoch über der Thalsohle mündet. In kühnem Bogen schwingt sich der Bahnkörper da hinauf — ein tiefer Einschnitt erweitert sich plötzlich — wir sind ebenfalls im Ennsbecken. Vor uns liegt die Tauernkette, in der sich die Eingänge dreier nahe bei einander liegender Thäler öffnen. Sumpfig dehnt sich die Thalsohle. Eine Ortschaft, die wir rechts liegen lassen, ist Altenmarkt, eine sehr alte Ansiedlung; gleich darauf erscheint links auf einem hohen Uferrand eine dunkle Stadtmauer, über welche die Häuser kaum herübersehen: Radstadt. Eine sehr kleine Stadt von nur 800 Einwohnern. Aber durch Mauer, Thore und Marktplatz deutlich als Stadt charakterisiert. Im Mittelalter ein Gegenstand des



Naßfeld in der Gastein. (Seite 82).

Streites mit Steiermark, gerade darum befestigt, hat es dann im Bauernkrieg von 1526 seinen städtischen Gegensatz gegen die rebellischen Bauern durch tapferen Widerstand auf das wackerste bethätigt; eine lange hartnäckige Belagerung blieb erfolglos. Durch Protestantenverfolgung und Vertreibung wurde später jedoch gerade diese Gegend schwer getroffen.

Das erste der genannten Tauernthäler, deren Eingänge und Gliederung in Stufen sich von den weiter westlich liegenden nicht unterscheiden, ist das Thal von Flachau, in welchem die Enns entspringt. Am Eingange liegt die Ortschaft Flachau mit Eisenbergwerk; weiter einwärts fast nur Alpen. Die Hintergründe dieses und der anderen Thäler dieser Gegend erhalten aber dadurch einen anderen Charakter, dass kein Gipfel und keine Hochmulde mehr die Gletscherregion erreicht, und so die edelste Zierde der Hohen Tauern fehlt; dafür tritt hier ein Kalkgestein

(sogenannter Urkalk) auf, welcher hier und da schroffe, hellfarbige Wände erscheinen läſst, wie sie sonst den Centralalpen fremd sind.

Das nächste Thal ist das öde Zauchthal mit nur wenigen Höfen am Thaleingang; das dritte hingegen ein sehr viel genanntes und wichtiges, das Taurach- oder Tauernthal, welches zu dem niedrigsten Paſs der Centralalpen vom Brenner an und wieder ostwärts bis zum Sattel von Rottenmann, also auf eine Strecke von 230 km, führt: zum Radstädter Tauern (1738 m). Über ihn haben schon die Römer eine Straße gebaut, er diente ihnen zur Verbindung zwischen dem inneren Noricum, dessen Hauptlandschaft das Becken von Klagenfurt war, und dem westlichen Ufernoricum. Die Funde von Meilensteinen machen das zur unumstößlichen Gewiſsheit. Im frühen Mittelalter zogen diesen rauhen Pfad die Glaubensboten, welche nach den Slavenländern an der Drau das Evangelium brachten, später bewegte sich hier ein Theil des süddeutschen Handels mit Venedig; und noch heute erinnert sich die ältere Generation an die Lungauer Ochsenkarren, welche über den Tauern herüber nach Salzburg kamen. Auch jetzt ist die Verbindung mit dem Lungau, der ja zu Salzburg gehört, lebhaft genug.

Denn die merkwürdige Erscheinung zeigt sich hier, wie an manchen anderen Orten der Alpen, daſs die obersten Becken mancher Flüsse eine lebhaftere Beziehung mit rückwärts, über dem Gebirge liegenden Gegenden besitzen, als mit dem eigenen, vielleicht durch Engen und die großen Entfernungen unwegsam gemachten Hauptthal. So gehören das obere Enns- und Murthal zu Salzburg und nicht zu Steiermark, welches doch den weiteren Thalverlauf einnimmt, und die Gegend von Radstadt, sowie der Lungau verkehren mehr mit Salzburg, das durch Wasserscheiden von ihnen getrennt ist, als mit steiermärkischen Orten, welche am selben Flusse liegen. Die Entfernungen sind eben noch maßgebender als die Schwierigkeiten der Wege. So gehören die Alpen des hinteren Zillerthales nach Pfitsch; so gehörte das obere Reußthal lange Zeit zu Graubünden.

Bevor wir der Tauernstraße folgend in den Lungau hinübersteigen, werfen wir noch einen Blick auf die Gegend an der Enns. Besteigen wir zu diesem Ende etwa den hinter Radstadt aufsteigenden bewaldeten Rücken des Roſsbrand (1768 m), so bemerken wir, daſs wir uns bereits dem Umkreis eines sehr mächtigen Kalkgebirgsstockes, des Dachsteins, so genähert haben, daſs die am linken Ennsufer sich mannichfach verzweigenden Waldberge nur als seine Trabanten und Ausläufer erscheinen. Mit solchen Bergen erfüllt zeigt sich auch die breite Lücke, welche nördlich von uns zwischen Tennengebirg und Dachsteingruppe sich öffnet, und wo wir von dem Thale der Fritz in jenes der Lammer gelangen, die sich östlich

und nördlich um das Tennengebirge herumschwingt und bei Golling in die Salzach fällt. Die Ortschaften St. Martin und Annaberg treffen wir auf diesem Wege, welcher in Kriegszeiten mehrmals zur Umgehung des Passes Lueg benützt worden ist.

Das Thal, durch welches die treffliche Tauernstraße führt, ist ebenfalls in Stufen abgetheilt. Auf der zweiten, welche 100—200 m höher als Radstadt liegt, befindet sich die freundliche Ortschaft Untertauern. Hinter derselben taucht sie in eine enge Klamm, welche reich an Wasserstürzen ist; hierauf folgt wieder ein Becken, das der Gnadenalpe, endlich nach einer neuen, fast 400 m hohen Stufe, welche durch den prachtvollen Johannesfall charakterisiert ist, der Thalschluss mit der höchst einsam gelegenen Ortschaft Obertauern mit Kirche und Tauernhaus. Die Erinnerung an die Zeiten, wo hier die römische Station „In Alpe" sich befand, begegnet sich mit der an die Jahrhunderte des Mittelalters, wo von mitleidigen und frommen Menschen jene Stiftungen gegründet wurden. Nur mehr 90 Meter braucht man noch zu steigen, um die Passhöhe zu erreichen, welche höchst bezeichnender Weise zugleich die Stelle des Friedhofes ist, in welchem die wenigen Bewohner dieses rauhen Hochthales und die unglücklichen Reisenden, die der Schneesturm tödtet, begraben werden. Wenn jetzt kaum einige Jahre vergehen, ohne dass irgend ein unvorsichtiger Handwerksbursche oder ein Schafhirt ihren Tod hier finden, häufig Leute, welche ihre große Vertrautheit mit der Natur des Hochgebirges zu Waghalsigkeiten verleitet, mit welchen Gefühlen mag der Römer einst diesen Weg gezogen sein? Sie fanden sprechenden Ausdruck in einem Denkstein, den ein solcher „gern und wohlverdient gewidmet hat dem größten und besten Jupiter und den Göttern der Wege und Straßen, daß sie ihn wohlbehalten durch solche Gefahr geleitet". Der Denkstein fand sich am Fuße des Tauern, er steht jetzt wohlerhalten im Salzburger Museum. Fürwahr, hier im Schneesturm mag auch dem Muthigen es näher kommen als sonst, Gelübde zu thun.

Vom Tauern führt uns ein enges Waldthal allmählich wieder hinab in wohnlichere Regionen. Wir betreten den kleinsten, nur von 13.000 Menschen bewohnten Gau Salzburgs, den Lungau. Wollen wir wieder einen Punkt aufsuchen, der uns einen Gesammtüberblick des Gebietes verschafft. Wir wählen das 2408 m hohe Speiereck, welches der Endpunkt der Gebirgskette ist, die wir zur Rechten haben, wenn wir vom Tauern herunterfahren. Haben wir durch Wälder und über Matten den Gipfel erreicht, so erblicken wir östlich vor uns ein weites Thalbecken, dessen Boden aber nicht eben, sondern in der Mitte durch eine waldige Bergmasse erfüllt ist, welche aber die Höhe der Ketten bei weitem nicht erreicht,

welche das Becken von außen umschließen. In diese centrale Mulde münden nun von Norden, Westen und Süden, strahlen- oder fächerartig einem gemeinsamen Mittelpunkt zustrebend, etwa zehn größere und mehrere kleinere Thäler, deren Abflüsse, sich mannichfach um die Bergkuppen der Mitte schlingend, endlich zur Mur vereinigt nach Osten zu unserem Kessel entströmen, wo derselbe seine einzige Öffnung aufweist. Die Bergketten treten also, ebenso wie die Nebenketten der Hohen Tauern zum Salzachthal, coulissenartig gegen die Mitte vor, während zwischen ihnen sich die dunklen Thaleingänge öffnen. Die Formen sind sehr regelmäßig. Schneiden und Kämme, unten bewaldet, weiter hinauf bemattet, an den obersten Kanten felsig. Die feinere Gliederung durch unzählige Rinnsale und Furchen ist durch das braungrüne Überkleid der Vegetation hindurch überall deutlich wahrzunehmen. Da diese Ketten alle durchschnittlich nur 2000—2500 m hoch sind, so fehlen Gletscher gänzlich, und da auch die Thäler selbst ausnahmslos über 1000 m Meereshöhe besitzen, so erscheinen die Berge wesentlich niedriger, als ihre Höhenangaben anzudeuten scheinen. Unser Aussichtspunkt ist der Endpunkt jener Kette, welche von allen am weitesten gegen die Mitte vorspringt. Sie trennt das Thal von Tweng (Taurachthal) von dem Zederhausthal. Letzteres hat nebst dem darauffolgenden eigentlichen Murthal oder Murwinkel eine vorwiegend westliche Richtung, und diese beiden bilden gewissermaßen die hintere, dem Ausgange gegenüberliegende Partie des Kessels. Sie sind auch die beiden längsten Thäler und haben in ihrem Hintergrunde am meisten den Charakter der Hohen Tauern; finden sich ja sogar noch Gletscher am Fuße des 3061 m Hohen Hafnereckes. Sie führen uns auch zu dem merkwürdigen Punkte, wo die Hohen Tauern sich gabeln und, in eine südliche und nördliche Kette sich theilend, eben den Circus des oberen Murthales, den Lungau, bilden. Die Nordkette, gewöhnlich die Niederen Tauern genannt, haben wir auf dem Wege von Radstadt hierher überschritten; über die südliche niedrigere und sanftere führt gerade südwärts von unserem Standpunkt der 1641 m hohe Katschbergpaß. Die Thäler, welche von ihr zum Lungauer Becken herabziehen, sind kurz; das größte ist das Bundschuhthal.

Die nördliche Kette erreicht im Moosermandl (2679 m) und im bekannten Hochgolling (2863 m) ihre Culminationspunkte. Die Thäler, welche von ihr herabziehen, sind der Weißbriach-, Lignitz-, Göriach- und Lessachwinkel; denn so nennt man hier mit einem nicht unpassenden Namen die Seitenthäler.

Dasjenige geographische Element, welches die Art des menschlichen Daseins in diesem Gaue am meisten bestimmt und von anderen Gegenden unterscheidet, ist die schon erwähnte hohe Lage der Thäler.



Hiekahrfall. (Seite 82.)

Es gibt allerdings noch viel höher gelegene Thäler in den Alpen, aber nirgends einen derartigen Complex von solchen und nirgends wohnen 13.000 Menschen auf solcher Höhe beisammen. Die Zahl der Producte des Pflanzenreiches, von denen sich die Menschen nähren, ist also bedeutend eingeschränkt, ihr Erträgnis häufig in Frage gestellt. Der Lungau gilt nämlich für das salzburgische Sibirien an Kälte und an Abgelegenheit. Erst im Juni beginnt der Feldbau und selbst in der guten Jahreszeit ist nicht ausgeschlossen, dass der Reif die Früchte zerstöre. In solchen reifgefährlichen Nächten sucht man durch Entzünden großer Reisigfeuer, deren dichter Rauch die Erde wie ein Nebel decken soll, die Gefahr abzuwenden. Die Kirchenglocken rufen dann Alt und Jung zu dem mühevollen und doch häufig vergeblichen Werke. Die Viehzucht ist daher der Haupterwerbszweig der Bevölkerung; die vielen abgelegenen Seitenthäler mit ihren Hochmulden bieten zahlreiche Alpenweiden. Wie überhaupt nicht am Mangel an Weideland (hier und auch im Pinzgau) die Höhe des Viehstandes ihre Grenze findet, sondern an der Schwierigkeit der Überwinterung. Da müssen die armen Thiere mit Strohfutter vorlieb nehmen und da die Streu schwer zu beschaffen ist, so müssen sie den ganzen Winter auf ihrem eigenen sich anhäufenden Dünger stehen, bis sie so heruntergekommen sind, dass nur die herrliche Weide der Alpentriften sie wieder auf die Beine zu bringen fähig ist.

Seit 100 Jahren hat sich die Bevölkerung Lungaus um 6·7 %, das heißt um 949 Menschen verkleinert. Die Ursache ist wohl die Auflassung vieler Bergwerke, deren Ertrag unter die Abbauwürdigkeit herabgesunken war, und welche sich an vielen Orten im Lungau finden. Auch mag seit Einführung der Freizügigkeit mancher in den großen Städten leichteren Verdienst finden, als auf den unwirtlichen Fluren des Lungaus. Alljährlich zieht eine große Anzahl Lungauer — ähnlich wie die Defregger und andere Alpenbewohner als Hausierer — außer Landes, wobei sie durch halb Europa kommen.

Sowie die römische Zeit hier mehrere steinerne Documente hinterlassen hat, so eine spätere, die slavische Periode sprachliche Denkmäler. Viele Namen von Orten, Bergen, Bächen, Alpen und daher auch von Familien sind slavischen Ursprungs und erinnern an ähnliche in Kärnten vorkommende, so Bleißnitz, Gröbnitz und andere auf itz oder solche auf itsch, wie Gurpitsch, Golitsch, oder auf ach, wie Göriach, Lessach u. s. w. Über die Zeit der Germanisierung wissen wir wenig. Aber schon sehr früh hat das nach Südosten, nach Kärnten hin, so mächtig wirkende Salzburg diese an seinem Wege liegende Gegend sich erworben. Seit einer Schenkung Kaiser Heinrichs II. von 1002 gehörte ein großer

Theil des Lungaues dem Salzburger Domcapitel, das seinen reichen Besitz von Mauterndorf aus verwalten ließ.

Dieses Mauterndorf ist der erste der drei lungauischen Märkte, welchen wir auf unserem Wege vom Tauern her antreffen, sobald wir das centrale Becken betreten. Das alte Schloss, welches mit Unrecht die Schauer von allerlei grausamer mittelalterlicher Justiz umschweben, ist seit einigen Decennien dem Verfalle anheim gegeben. Der zweite und wichtigste Ort des Lungaues ist der Markt Tamsweg, an der Vereinigung der Tauernache mit der Mur gelegen; wie es heißt der schönste und größte Markt des salzburgischen Gebirges, mit einer stattlichen gothischen Kirche. Nordwestlich von ihm liegt die, wie es scheint, älteste Kirche des Lungaues, Maria-Pfarr. Zwei Stunden oberhalb Tamsweg an der Mur liegt der alte Sitz der erzbischöflichen Verwaltung, das Schloss Moosham, an einer Stelle, wo ein niederer Pass über den erwähnten „Mitterberg" des Lungaues von dem nahen Mauterndorf herüberführt; und abermals eine Stunde flussaufwärts der dritte lungauische Markt St. Michael, nicht weit von der Stelle, wo Mur- und Zederhauswinkel sich vereinigen und zugleich die Straße über den Katschberg abzweigt.

Die Wege, welche aus dem Lungau westlich in die benachbarten Tauernthäler führen, sind lang und einsam. So z. B. braucht der Wanderer mindestens sieben Stunden, um in den Hintergrund des Zederhauswinkels zu gelangen, von wo ihn unschwer zu erreichende Päfse hinüber in das pongauische Kleinarl oder auch nach Großarl führen.

Register.

Auf der mit * bezeichneten Seitenzahl befindet sich die bezügliche Illustration.

Druck von Johann N. Vernay, Wien.

Prospect.

Die Länder Österreich-Ungarns

in Wort und Bild.

Herausgegeben von **Prof. Dr. Fr. Umlauft.**

15 Bände zu 8—12 Druckbogen 8°, in illustrirtem Umschlag und eleganteſter Ausſtattung.

Jeder Band mit 40—50 Original-Illustrationen und einem Titelbild in Farbendruck.

Nicht mit Unrecht ward früher oft die Klage laut, daſs es dem Öſterreicher, vor allem der Jugend unſeres Vaterlandes, an Hilfsmitteln gebreche, ihre Heimat ſo ganz und voll kennen zu lernen, wie nur immer die innige Liebe zu derſelben es wünſchen ließ; höchſtens wurden die grandioſen Schönheiten unſerer majeſtätiſchen Alpenwelt in Reiſeſchilderungen eingehender gewürdigt, oder auch ab und zu irgend ein verborgener Winkel unſeres Vaterlandes der ſeltſamen Neuheit wegen von einem Touriſten aufgeſucht.

Und doch bietet unſer ganzes Vaterland, bieten alle Kronländer des öſterreichiſch-ungariſchen Staates, ohne Ausnahme, eine ſolche Fülle landſchaftlicher Reize, wie hochintereſſanter ethnographiſcher Eigenthümlichkeiten — und doch weht durch die Geſchichte all' der einzelnen Beſtandtheile unſeres Staatengebäudes ein ſolch warmer Hauch edler Liebe der Herrſcher zu den Völkern, unwandelbar, feſter Treue der Unterthanen für das angeſtammte Fürſtenhaus, daſs kein einzelnes der Kronländer Öſterreich-Ungarns liebevoll eingehender Schilderung für unwert gehalten werden ſollte.

Dieſer Anſchauung entſprang das Unternehmen, welches die oben genannte Verlagshandlung begonnen und von dem ſie ſich den ſegensreichſten Erfolg verſpricht. Äußert ſich ja doch — wir dürfen dies mit Stolz bekennen — gerade in unſeren Tagen das Gefühl echter und wahrer Vaterlandsliebe immer ſtärker und ſtärker, und jene Zeiten ſind wol für immer verſchwunden, wo das eigene Vaterland zu bewundern und ihm die innigſte Theilnahme entgegen zu bringen faſt für ein Zeichen von Schwäche galt.

Doch wenn auch die Verlagshandlung in dem Werke „Die Länder Österreich-Ungarns in Wort und Bild" jedem Bewohner Österreich-Ungarns eine willkommene, gern empfangene Gabe bringen wollte, so hat sie doch bei diesem Unternehmen vor allem die Jugend im Auge, die ja so gerne den edlen Beispielen der Geschichte nacheifert, so gerne sinnigen Sagen lauscht und, niemals wandersmüde, den Schönheiten der Natur mit Lust und Liebe nachspürt, besonders wenn es die heißgeliebte Heimat ist, in welcher diese Schönheiten dem entzückten Auge sich darbieten.

Daher war es das Bestreben der Verlagshandlung, eine Reihe von Schriftstellern zu gewinnen, welche mit eingehender Kenntnis des betreffenden Landes auch die Kunst verbinden, in Worten, die zu Herzen dringen und Gemüth und Geist in gleicher Weise ansprechen, das mitzutheilen, was sie von Land und Leuten, von all' den anmuthigen und erhabenen Landschaftsbildern, von Sitten und Bräuchen der Bewohner zu schildern haben.

Eine Fülle von Illustrationen, mit denen jeder einzelne Band geschmückt ist und auf deren genaue und sorgfältige Ausführung die Verlagshandlung alle Mühe verwendet, unterstützen das beredte Wort des Textes und prägen sich im Verein mit der lebendigen Schilderung fest der Erinnerung des Lesers ein.

In diesem Geiste sind bereits erschienen: Band I „Das Erzherzogthum Niederösterreich" von Prof. Dr. Umlauft, welchem gewiegten und erfahrenen Schulmann die Verlagshandlung die einheitliche Redaction des ganzen Unternehmens übertragen hat; ferner Band II „Erzherzogthum Oberösterreich" von Dr. Ferd. Grassauer, Band III „Die gefürstete Grafschaft Tirol und Vorarlberg" von Prof. Dr. J. M. Jüttner, Band IV „Das Herzogthum Steiermark" von Prof. Karl Jauker, Band VI „Das Herzogthum Kärnten" von Prof. Otto Steinwender, Band VIII „Markgrafschaft Mähren" von Prof. Dr. Leo Smolle.

Jedes einzelne Bändchen soll beitragen, die genauere Kenntnis des betreffenden Landes in geschichtlicher wie geographischer Beziehung zu vermitteln und so die Liebe zur Heimat nur noch fester zu begründen; denn nur der liebt voll und tief sein Vaterland, der so recht das Gute und Edle in demselben erfasst und gewürdigt hat.

Und so hofft denn die obengenannte Verlagshandlung mit voller Zuversicht, dass das Werk: „Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild" bei Jung und Alt freundliche Aufnahme finden werde.



Druck von Johann N. Vernay in Wien.